EINHART DER LÄCHER

Carl Hauptmann



Einhart der Lächler

Roman in zwei Bänden

Carl Hauptmann

Einhart der Lächler

Zweiter Band



Kurt Wolff Verlag, Leipzig
1915

Zweite Auflage

Gedruckt in der Buchdruckerei Oscar Brandstetter, Leipzig

Viertes Buch

1

Draußen fern schwammen Krähen im Sommerhimmel unter weißen Lämmerwolken. Das Auge des Schläfers hatte sich blinzelnd ein wenig aufgetan und sah in den blendenden Raum. Die blühende Heide rings glänzte Blättchen an Blättchen, und der zerschlitzte Schatten der dunklen Eichenkrone fiel um Einen, der noch immer träumen wollte.

„Im Auge muß unser Glück wohnen, wenn wir malen, unser ganzes Lebenswunder."

Das schauende Auge des Schläfers öffnete sich nun ganz im tändelnden Eichenschatten auf der weiten Heide. Drüben hinter dem hohen Korn stand ein rotglühendes, schlankes Mädchen und stach Torfziegel um Torfziegel. Weißleuchtend in der großen, hellen Sonnenkiepe, die das junge Gesicht bis zur Nasenspitze in Schatten legte, ragte es auf und sah nicht herüber.

„Im Auge muß unser Glück wohnen, wenn wir malen, unser ganzes Lebenswunder."

Das schauende Auge des Träumers sah über die goldnen Weizenhalme ins goldene Licht, staunte in die fernen, stillen, schlanken Bewegungen der blendenden Gestalt, sah und staunte und begriff nicht

die Welt. Das schauende Auge sah hoch die blauen Räume und fern, fern niedertauchen die schneereine Herde der Wolkenflocken, denen es ins Unbegrenzte nachsann, sah dicht am Raine die schwebenden Halme der tausend Zittergräser und rote Köpfe Klee, Glockenblumen und die weißen Sonnen der Kamille.

Und im Ohre klang dazu ein wunderbares Summen und Singen. Bienen tauchten von Blume zu Blume. Die schlanken Blumenstengel bogen sich. Es gab einen Hall aus vielen Seelen. Der Träumende hatte die Augen neu zugetan. Er lauschte innig diesem eigenen Surren und Hallen, das ihm ein Erntesang däuchte, sich in einen feinen, fernen Chor zerlösend, und breiter und voller einherrauschend, neu tiefe Brummtöne zugemischt, die der Wind in Eile herübertrieb. Der Wind selber sang verloren für sich in Heidekraut und Gräsern und Blumen. Er sang oben freiziehend im Luftgeräume. Im Blätterbusche der Eiche rieselte er, rauschte seine Stimme eilig. Und die ferne Lerche schluchzte heiter näherkommend eine verträumte Sonnenjubelweise.

Der Schläfer schlief nicht. Er lauschte in sich und erlauschte die Welt. Jetzt, wo er hier lag im

Eichenschatten, war er sich zurückgegeben, ganz nur er, mit einer Seele ohne Verlangen.

Es waren Jahre vergangen, daß er ohne Halt und Sinn gesessen oder gewandert oder sich ganz vergessen hatte.

Er hatte damals gelächelt, als der Brief von Frau Rehorst ihm alle Seligkeit gleich auf einmal ausgeblasen. So ist die Welt und geht der Frühling vorüber. Er war es schon ein paarmal jetzt gewahr geworden, daß die Seligkeiten im Blute hinrinnen, wie Lieder mit Anfang und Ende.

„Jedes Ding hat eine lebendige Grenze. Und jedes Glück. So ist es," sagte er. Er hatte nur gelächelt, als es ihn damals hinausgetrieben, und er vom Malen nicht hatte mehr seelensatt werden können.

Aber „Einhart" war es noch immer. Nur hatte er einen Blick, der wie ein sicherer Dolch aufblitzte jetzt, wo er sich erhob. Er war ein schlanker, stattlicher Mann geworden. Er ging in Jahren auf die Dreißig. Er hatte noch immer ein zähes gelbgraues Gesicht, schmal, glattrasiert, mit schwarzhaariger Umrahmung des dunklen Augenglanzes, der noch tiefer schien, und sein Fetthaar hing noch in Strähnen.

Aber alles war streng an ihm. Die Linie um die Nase bis zum Mundwinkel furchte sich. Die Stirnfalten zitterten, wenn er die Dinge ansah. Der feine Mund lag fast immer fest geschlossen. Und er hatte ein versunkenes, eigensinniges Leben in allen seinen Bewegungen.

Einhart war heut einsam in die Heide gewandert. Draußen und drinnen die eine Welt, die ihn trug, und die er war. Wie er seinen Sommerhut von der Heide aufnahm, sah er noch einmal zu Leidchen hinüber. Dann zeichnete er einige Linien in sein winziges Skizzenbuch, klappte es zu und schlug mit dem Stocke frei und trotzig in die Lüfte.

Wenn jetzt Grottfuß gekommen wäre, wäre er irre geworden, einen zu finden, den er kannte. Einhart war jetzt nicht imstande, an alle Lebensgänge sich groß noch zu erinnern. Einhart war gewiß augenblicklich ganz unbekannt, daß es so etwas wie eine Akademiestadt und einen Herrn Grottfuß wirklich gab, der seit Jahren die Künste seines Landes und aller Länder der Erde bemaß. Einhart wußte jetzt davon so wenig, wie etwa, daß er Nase und Ohren hatte und nicht ganz nur jener süße

Heideruch und die weite, summende Halmensonnenwelt und Himmelsbläue selber war.

Fern lag alles.

Die Zerrüttungen des stummen Herzens waren über Einhart weggegangen. Sturm geht über die Weizenflur. Die Halme beugen sich hin und her, schwanken und tauchen auf. Die Zerrüttungen zeichneten Strenge und Vergessen in seine dunklen Züge, Nicht-sich-rückwenden, Lächeln und Einsamkeit, und Schauen und Hinhorchen, was in dieser Welt des Wesens innen und außen sich jeden Augenblick neu begeben will. Es begab sich dieser einzig-artige Traum, der einer Seele eigene Welt zusammenfügte, und wo noch immer der Turm des Baues sich nicht aufreckt, nur erst hohe Mauern und Zinnen sich erheben, die den neugierigen Blick abweisen.

Einhart war noch immer ein Zigeuner. Den Sinn für die offnen Erdenräume, für Wälder und Heiden, hatte er nicht verloren. Ob er auch, in seiner Strenge begehrt, längst selbst in Schlössern und Burgen an Fürstentafeln feine Speisen gegessen und sich als Künstler hatte rühmen lassen.

Nach einer sinnlosen, ziellosen Wanderschaft hatte er von neuem Menschen gemalt. In einer der

letzten großen Ausstellungen war Begehr nach seinen Werken gewesen, und ein Mäcen hatte das meiste davon aufgekauft. An Mitteln fehlte es ihm nicht. Aber auch an Gleichgültigkeit dagegen hatte er nicht abgenommen. Er fragte noch immer Krähen und Gräser, Wolken und Bäume um ihre Freuden, und wußte nicht recht, ob er nicht lieber ein Baum sein möchte und harren und es sich begeben lassen, als es mit Erjagen erraffen und nicht finden. Wenn man das Enttäuschung nennt, mag man auch ihn enttäuscht nennen.

„Reich leben ist eine Sache für sich," sagte er oft mit Lächeln und nannte dann das Geheimnis mit drolligem Namen.

Damals, als er aufgewühlt in die Beglückungen des Blutes sich ganz einsenkte, waren die inneren Fluten ein Meer ohne Grenzen, und der Beseligung keine Zweifel. Hart und voll Wunder alles. Die Glutfeuer der Tiefe gaben Wärme und die Farben des Schicksals wie glühe Rosen. Das war nicht mühsam Zusammentreiben, was nicht kommen will. Das war ganz Geschenk und Fülle, Leid und Licht, Zerrissenheit und eins in allem.

Jetzt schmerzte nichts in Einharts Blute, wo er

ein ruhiger, selbstsicherer Künstler nun am Heide-
raine hinging und die Welt von ferne träumte, wie
eine Baumkrone träumt, hin und her, hin und her,
tändelnd mit Licht, spielend mit Schatten.

Das sind die Zeiten des stillen Erntewartens auch
im Geiste, die nichts von Leiden und Leidenschaften,
vom Erjagen und Ersehnen wissen.

2

Unten im Moore hing ein altes, moosbegrüntes Dach nieder fast ins Gras und in Nessel- und Schierlingstauden, tief im Eichenschatten verborgen. Gänse gackerten unter den Säulen der Stämme, und ein Schwein machte drollige Sprünge und quiekte ungehalten, wenn jemand in den Frieden der verfallenen Umhürdung, in die verwunschene, verwachsene, nesselumwucherte Herrlichkeit eindrang. Einhart mußte hier oft seinen Weg hindurchnehmen weiter in die Weiden hinaus.

Wie Einhart jetzt war, hatte er gern den Blick in die Ferne gerichtet. „Unstet" war noch immer sein Name. Er näherte sich, in dem Grase am Wege schreitend, dem kleinen, engen Hausfenster, legte seine Stirn an die Scheiben und sah hinein in die dunkle Stube.

Hier wohnte Klaus Otten, der Moorbauer, und seine magere, strenge Frau mit der schreiigen Stimme, mit den großen Holzschuhen an den Füßen und der dürftigen Haube, und Henny, deren Tochter, die seit einem Frühling krank in den Kissen saß, und die sich nun eine Welt träumte, jemehr sich ihr die Hoffnung und der Blick verschloß.

Henny war eine blonde, junge, sanfte Seele, ein wenig neckisch immer im Leben, und wo sie Arbeit tat, froh und wohlgemut singend früher. Und sie hatte allerlei Arbeit getan. Vor allem draußen in dem Mooracker hatte sie Scholle um Scholle mit Vater zusammen umgelegt und hingeschoben und der Sonne gebreitet, und geschichtet dann, und in den Kahn geborgen endlich, wenn es zum Trocknen gekommen war. Sie war auch dann mit dem wundersamen, eintönigen Ruderstoße, einer und einer und immer wieder derselbe, im sonnenweiten Wiesenglanze mit Vater und der schwarzen, erdigen Sommerernte zur Stadt gefahren.

Nun war damit nichts mehr.

Es blühten ihr jetzt die glühen Todesrosen im schmalen, kindlichen Angesicht, und sie träumte viel und konnte wundersam aufmerken auf alle Dinge im Himmel und auf Erden.

Einhart hatte gleich im Beginn seines sommerlichen Aufenthaltes einmal zufällig hier Rast gehalten und in diese graublauen, jungen Augen gesehen und mit Staunen den seltsam glücklichen Glanz des Entsagens und Entschwebens fort in alle Weiten.

Und Henny hing jetzt an der Stunde, wo Ein=

hart oft den Abend durch die Stauden und Schatten und die goldnen Tupfen des Sonnenscheidens hindurchstapfte. Heute hatte sich Henny schon am Nachmittag zeitig in Kissen hinausbetten lassen. Um sie glühten allerlei Taube-Nesseln, Camillen und Glockenblumen. Sie horchte in die helle Sommerluft, wo Finken ihr kleines Lied sorglos pfiffen, und Spinnen sich auf die Blätter niederließen oder auf ihre Hand und erschrocken sich dann am eigenen Gespinste eilig in die Lüfte emporzogen.

Henny war außermaßen fein von Sinnen. So eine Spinne mit ihrem Fleckenkleide sah sie staunend an wie eine Dame in reicher Gewandung. Die kleine Spinnenarbeit däuchte ihr voll ein Wunder. So ins Schauen versunken, konnte Henny stundenlang zusehen, wenn das winzige Dürrbein mühsam die Fäden seines Netzes zusammenrollte wie ein Seiler seine Knäuel, dort wo das Netz lädiert und undicht geworden, um mit feinem Bisse die kleinen Packen Spinnenseide zu lösen und in die Lüfte verächtlich hinauszuwerfen, wie eine Dienstmagd den Kehricht. Fein war der Knäuel. Henny fing ihn in der Hand. Sie zerdrückte ihn zu einem kaum sichtbaren Flecken Silberstaub. Es war schier ein

Wunder, ihr, die angebunden an Leib und Seele, nur noch Auge und Traum hinaussprang aus ihrem kranken und schwachen Gehäuse. Und deren Hoffnung nur noch in den Lüften hinwehte ohne Halte, wie der Wind.

Und wenn Einhart nicht kam, war es nur ein Tag ohne solches Wehen.

Aber auch Einhart kam nur zu gern. Er sah zum ersten Male hier in dieser Bleiche der Züge solch ein Leben ohne irdische Bestimmung. Er sah in diese einzig-artige Süße der Züge, die engelgleich sich in den Luftkreis um und um einsaugten und mit jeder Spinne und jedem Blatte und jedem Vogel und jedem Lufthauch aufwehten ins Ungewisse, und war erschüttert heimlich von der unerhörten Leichtigkeit solcher Seele, von der Frohheit und dem Leide, die gleichsam in Einem aus den jungen Augen lachten.

„Nun, Henny? liebe Henny!" sagte Einhart gewöhnlich, wenn er aus den hohen Nessel- und Schierlingstauden zu ihr trat. „Liebe Henny!" das klang ihrem verwehenden Leben wie Sonne.

„Guten Tag, Herr Selle!" sagte dann Henny mit dem Gesicht halb in den Kissen und die Augen allein

nach ihm gewandt. Aber die Hand, die einmal eine harte Arbeitshand gewesen, zu ihm hingestreckt, daß er sie in seinen langen, feinen Fingern hielt.

„Na also! es geht ja! ich sehe es an den Fingerspitzen," lachte dann Einhart und sah drollig die Hand an, die jetzt kindlich und bleich und weich war wie ein Federflaum.

Er brachte wohl auch einen Strauß von Blüten, die er draußen in der Heide zusammengebunden. Feine, silberne Wollgrasbüschel liebte Henny. Damit strich er ihr gar erst einmal über die feine, bleiche, magere Nase. Das machte Henny lachen, wie eine flüchtige Drossel auflacht, klingend, ganz ohne Erde und Schwere, nur eine verfliegende Lust in die Luft.

Einhart konnte dann dieses entrückte, schöne Mädchen anstaunen heimlich. Er konnte ihre Hände ewig sprachlos in den seinen halten, jede blaue Linie des zarten Aderwerkes verfolgen, und jeden Hauch rosigen Glanzes, der darüber huschte, wenn das junge Herz Hennys sich dann heimlich auch froh erregte, in den dunklen Zigeuner, der ja ein freier, sicherer Mann war, sich zu verlieren.

Sie sprachen nie viel. Es war nur meist eine

stumme, lange Frohheit. Hennys Hände lagen oft lange in Einharts Hand. Und Einhart sah auch Hennys Mund dabei lange an, der allein noch wie frisches, zartes Fleisch glänzte.

„Ich war heute faul," sagte wohl Einhart. Oder auch: „heute habe ich meine Tagesernte doch gemäht." Dabei zeigte er Henny einige Blätter Leinwand hin.

„Oh!" sagte sie dann. „Das ist unten an der Brücke der dunkle Wassergrund und der schwarze Geisterkahn."

„Ist es wahr," sagte Henny einmal, weil sie irgendwo so etwas gelesen hatte, „daß man in die Seligkeit eingeht über einen dunklen Fluß, von einem stummen, düsteren Fährmann gefahren, auf einem solchen Kahne?"

„I wo!" sagte Einhart. „Du, Henny, gehst mit Flügeln ein!" sagte er lachend. „Und ich auch. Mit Kähnen, das wäre zu mühselig. Gar noch auf solcher alten Schute!"

In Henny und Einhart war ein heimliches Miteinander. Henny wußte schon vorher halbe Stunden, wenn Einhart kommen würde. Sie merkte es an der Luft, am Vogelgesang, an dem Gackern der

Gänse, an dem Zittern der Spinnenfäden, an tausend unsagbaren Dingen, daß er käme. Und er kam immer, wenn es ihr alle diese feinen Dinge um sie schon erzählt hatten.

Und Einhart hatte ein solches Rätselleben noch niemals angesehen. So gebunden und bleich und die Röte der Todnacht auf den Wangen erglühend, und der Mund noch feucht und voll Liebe, und so fein und leise alles erhörend ihr kleines, blutloses Ohr.

„Henny," sagte Einhart manchmal, „was träumtest du eben in die Eichenkrone über dir und den hellen Himmel?"

Dann erzählte sie ihm wohl einmal einen flüchtigen Traum.

Oder sie lächelte ohne Ton.

„Was ich träumte, werde ich Ihnen nicht sagen," sagte sie dann. Da sagte sie es ihm lange nicht, so oft er kam.

Aber eines Tages begann sie auch selber zu erzählen.

„Ich träumte," sagte sie versunken, „ich läge wie ein feiner Sommernebel über meinem Bette ausgebreitet, und mir war nichts mehr schwer. Ich konnte sein, wo ich wollte, oben, und unten, unter

den Blumen, oder in den Baumwipfeln, alles war nur rein ein seliges, freies Dasein."

Und eines Tages auch kam Einhart, wollte es wieder von ihr wissen, weil Hennys Gesicht etwas von Schönheit und Verklärung hatte, wie er es so noch nie gesehen. Da drang er in sie und sah, daß ihr gleich eine schwache Blutwelle ins Schläfenweiß aufschoß und ihr Gesicht in Purpurglut legte und ihren Atem fast erdrückte. Und er mußte sie ewig quälen. Er bat. Er nahm ihre weiße, sanfte Hand in die seine, und sah sie mit bittenden Augen lange an, fragte und bat wieder. Da begann sie zitternd und flüsternd und zögernd noch immer endlich doch zu sprechen.

„Einmal im Himmel," sagte sie.

„Was? — — was? — — weiter!"

„Einmal im Himmel werde ich," kicherte sie leise.

„Einmal im Himmel — — werde — — ich — — dich."

„Werde ich dich?" sagte Einhart wiederholend, aber jetzt in Einfalt lächelnd.

„Werde ich dich küssen," sagte Henny hastig. „Denn hier auf Erden bin ich nur ein elender Mensch, zu bleich und zu schwach und zu krank, und

arm und ein Nichts! — — — Aber im Himmel," sagte sie dann fest und arglos froh, „ist besser leben."

Und Einhart fühlte es, daß ihre Seele der seinen sehr nahe kam, fast wie wenn sie als Windeshauch seine Wange strich. Und man konnte in Einharts Auge sehen, daß er Henny mit einer unbegreiflichen Frage ansah, in der Trauer und Staunen und reiner Glanz der Liebe von ferne gingen und nicht Halt fanden.

Oh, es gingen noch immer nicht die Glutfarben aus Henny. Immer neu mußte sie schüchtern Glück und Lachen ganz leise überwinden.

3

Im Moore feierte man ein Volksfest. Es waren helle Zelte gebaut nahe einem Kiefernhügel, der gegen den blauen Aethergrund der weiten Nacht ragte. Und der erstrahlende, irrlichtelierende Freudentaumel der Karussells schwang sich unter dröhnender Musik um. Die Lampen und Lichter glitzerten in bunten Scheinen und schwirrten vorüber inmitten der drängenden Menge erheiterter junger Gesichter. Alt und jung strömte um Wurst- und Kuchenbuden und hin in das von grünen Reisern durchduftete Zelt, worin die jungen Paare tanzten. Leute aus den jetzt unter der Sternennacht schlafenden, weiten Mooren saßen an den Tischen, zum Teil wie sie sind, ernst und ungesprächig, auch ein wenig feierlich erstaunt von dem Lichterglanze und der Musik die Frauen, und die Männer dann und wann geradehin, flüchtig von Witz und ohne groß Anmut.

Um einen Tisch saßen junge Maler. Einige freie, geistige Mädchengesichter glänzten in Röte, die mitten durch Staub und Wirbel sich mit schwebender Frische in die schwerfällige, walzende Menge mischten. Die jungen Malerköpfe waren

voll Leben. Die Augen aller sahen voll Spannung in die bunte Welt des nächtlichen Reigens. Heiter und unbedacht streifte der träumende Blick dieser staunenden Jungwelt den Duft der Dinge dieser Festnacht und schwang sich lachend inmitten des bäuerlichen Gestampfes immer wieder neu hinein, nicht nur zu schauen, auch dabei zu sein.

Einhart war spät in das Tanzzelt getreten, hatte ein paar seiner Kameraden mit flüchtigem Nicken angesehen und war unschlüssig unter die Gruppe Bauern am Eingang zurückgegangen. Man kannte ihn auch hier allenthalben, weil er noch immer fremdartig genug aussah. Nicht mehr verwahrlost, sehr schlank und mager. Aber die Augenbrauen immer mehr wie breite Bänder, die Augen aus Tiefdunkel blinzelnd oder auch mit der Güte und Einfalt und dem verlorenen Lächeln eines Kindes, oder plötzlich der Blick mit Funken wie der eines harten, andalusischen Räubers. So war er allen, auch den Bauern, immer ein wenig ungeheuer. Die jungen Malerinnen waren halb moquant, halb hingezogen, obwohl Einhart in dieser Zeit für niemand recht zu gebrauchen war.

Auch an diesem Abend war Einhart sehr gleich=

gültig. Es sich von Festen und bunten Aeußerlichkeiten ablesen, hatte er völlig verlernt.

„Die Natur meiner Augen und Sinne hat es so schön eingerichtet, daß die Welt ohne Mühe hineinspringt. Und was hineinspringt, ist mir sicher," sagte er. „Wenn sich meine Stunde nach etwas sehnt, was verloren ist, kommt es aus der Brunnentiefe aufgestiegen wie der Nix im Märchen und lacht oder weint mit mir."

So lebte er die Dinge ohne Anspruch. Auch alle die leuchtenden oder beschatteten Gesichter rings. Aber er sah manchen Bauern doch scharf an, und manches blonde Mädchen, das vorbeihuschte, ihn zu grüßen, und den derben Burschen, der Hut oder Mütze vor ihm lupfte. Er hatte immer etwas Prüfendes im Blick. Es war gar nicht Methode. Es war gewohntes Leben jetzt.

Und Einhart mischte sich dann doch unter die Tanzenden, tanzte mit einer wunderlichen Schönheit, die vom Moore in bunten Damenflittern gekommen war, nachdem sie Jahre jenseits des Meeres gewesen und rechtes Geld mit heimgebracht. Alle Moorleute staunten die überlegen Prunkende an, die sie früher als einfaches Heidekind gekannt, wie

sie mit ihren Seidenbehängen und der Schleppe jetzt im Arme Einharts hinflog, mit sicherer Grazie alles flatternde Lose ihres Gewandes zusammenhaltend und umschwingend, wie es keine der derben, gesunden Moortöchter in ihrer behaglich runden Umdrehung vermochte.

Aber wie auch alle die lustigen, jungen Blicke rings, je mehr die Zeit hinging, lockten und bedrängten, wie auch Einhart dann noch einmal lange stumm am Tische unter den Malern gesessen, in die flackernde Regsamkeit des halbhellen Tanztaumels hineinstarrend, wie er auch dann unentschlossen einem blonden Mädchenkopfe sich nachgestohlen, der ihm ein paarmal mit heimlichen Blicken zugeblinkt, wie ihn auch dann die lustige, schmiegsame Heide, jung und derb und verliebt, mit heißen Erhitzungen jetzt in der Festnacht hinausgelockt in die Waldschatten und sich an ihn gehangen mit weichen Armen, die aus den offenen Aermeln wie Nixenarme im Sternenschein glänzten, Einhart konnte in dieser Nacht nirgend Ruhe finden. Er hatte es noch immer aus dem Wandervolke, die treibenden Süchte, die wie Krankheiten ihn manchmal plötzlich überfielen und versehrten.

So geschah es auch heute, daß in die drängenden Flüstertöne dieser Nacht, in das Gesumme und Geräusche in den Baumwipfeln oben und das Silberlicht der Sterne, unter die scharfen Schatten im Waldgrunde und in die stammelnde Sehnsucht des blinkenden Mädchenmundes ein Bild plötzlich tiefer Erschrockenheit hineinsprang. Daß Einhart seinen Namen aus den Weiten der Nacht herhallen hörte, und hinstarrte — und hinlauschte — gierig. Und es zum andern und zum dritten Male vernehmlich einsog: „Einhart! — Einhart! — Einhart!" von einer leiblichen Stimme silberhell durch die Nacht gerufen. Daß ihm die übrige Welt rings darnach wie in Totenruhe verstummt erschien.

Einhart hatte Heide sofort losgelassen. Er sprang aus den Waldschatten ins Licht ganz hinein. Er machte eine Bewegung mit dem Munde, wie um zu rufen. Aber es kam noch kein Ton. Er rief jetzt wirklich. „Ich komme!" rief er laut. Weil es ihn auch gleich dünkte, daß er den Ruf verstanden. Und er lief — und lief, wie getrieben, was er konnte, hin ins Moor, wo Henny in der umwachsenen Hütte krank lag.

Das Haus lag im Schlitzschattenwerk der alten

Eichen ganz verborgen und dunkel. Ein kleines Fenster gab einen rotgoldenen Schein, warm wie eine Seele und stumm. Die Schierlingsstauden und die Nesseln standen wie bleiche Spitzensäume unter dem Fensterschein und flüsterten und zitterten.

Einhart schlug sein Herz wie ein Hammer in der Brust. Er drückte leise, wie oft, sein Gesicht an die Scheibe.

Alles lag still, wie in Ewigkeit gebunden.

Er suchte jetzt einen Halt zu gewinnen. Das Unbegreifliche hatte ihn bedrohlich angefaßt. Er trat noch einmal vom Fenster zurück. Und er sah auf in die Nacht.

Über den Schatten des Hauses hingen in den Baumwipfeln die blanken Sterne, als wären Diamanten in die Zweige gesät. Drinnen im Hause regte sich nichts.

Dann schlich Einhart neu nahe, sah lange durch die Scheibe in den Dämmerraum und merkte endlich, daß drinnen der Tod selber am Tische saß und schlief.

Es war eine von den wunderlichen Visionen Einharts. In dieser Nacht ging es in Einhart wie Irresein schon seit Anbeginn. Da konnte er

die Welt noch weniger sehen vor seinen eigenen Bildern.

Er drückte ewig die Stirn an die Scheibe, um drinnen — den Tod schlafen zu sehen.

Ein alter, müder, starrer Mann, grau wie eine Fledermaus, in einem langen Gewande wie gefaltete Flügel, dessen Kopf unsinnig, und wie zu arg geknickt, unkenntlich auf den Tisch hing.

Ganz allmählich erkannte Einhart, daß es der alte Otten selber war. Der Schein des kleinen Lichtes traf seinen grauen Schädel. Auch die alte, strenge, magere Frau Otten saß im großen Lehnstuhle und schlief, das Gesangbuch auf ihren Knien in der Hand haltend, worüber ein Lichtstreif spielte. Das Bett neben dem Tische schien wie eine Bahre mit einem Totenlaken zugedeckt.

Wie Einhart lange hingestarrt, erwachte Frau Otten, daß ihre Haubenbänder einen vertrackten Schatten an die Wand warfen. Und der alte Graumann regte sich auch.

Die Beiden hielten stumme Totenwacht. Denn Henny hatte eben den langen Schlaf des Todes begonnen.

Einhart sah jetzt auch deren Züge genau. Das

Fenster war nahe. Das junge, entrückte Totengesicht hob sich langsam aus den weißen Tüchern heraus. Es schien zu lächeln. Einhart wußte es jetzt. Hennys Stimme hatte ihn zärtlich noch einmal gerufen. Er regte sich nicht. Er trat nicht hinein. Er stand nur ewig und ging dann wie ein Schlafwandler ohne Laut in die Nacht der Moore zurück, Schierling und Nesselstauden durchschreitend, dieselben, in denen Henny noch am Tage in Kissen gebettet gesessen.

Die Nachtwelt begann in Unruhe aufzuschauern. Die Blumen und Bäume flüsterten. Einhart lief ins Unbestimmte Schritt um Schritt. Tausend Fragen tat er in die Sterne. Allenthalben däuchten wie zarte Gewande über den Heiden aufzusteigen. Er war tief in Rätsel verstrickt in dieser weiten, einzigen Nacht.

Als Einhart am Morgen in sein Quartier kam, sah er aus wie ein Kind, so sanft berührt von den fernsten, geheimsten Weisen aus den Gründen, die ewiges Vergehen und ewiges Leben halten.

4

Das Leben auch dieses Sommers ging bald hin. Einzeln verfärbten sich die Blätter der schiefhängenden Birken an der langen, schnurgeraden Chaussee, die hinwies in die Ferne.

Einhart hatte die Herbstabende oft einsam in den Weiden gestanden, neckisch umschnaubt von den Mäulern der Mutterstuten und Füllen und hatte in den sinkenden Sonnenglast hineingesehen. Oder er war an den tintenschwarzen Tiefen der Moorgewässer entlang gelaufen, darin Hütte und Strauchwerk und hoher Hängebaum sich düster fremd und kalt spiegeln, und über die Heidehügel hin, hatte den Schrei des Brachvogels über sich klagen hören in die Dämmerluft und war schließlich mit seinen Gesichten und Träumen dann auch selber ins Weite gezogen.

In jedem Leben gibt es Zeiten, wo die Seele, überreich an Gehalt und Drängen, nicht recht rasten kann. Wo nicht das Erschauen neuer, fremder Dinge und Wunder hinaustreibt und forttreibt von Ort zu Ort. Nur die unbestimmte Sehnsucht, endlich die schöne Schale der Götter zu finden, sie mit der eigenen Seligkeit und dem Reichtum aus der eigenen Tiefe zu erfüllen.

„Denn die Welt des Wurmes und meine Welt ist allenthalben dieselbe. Aber in meinen Augen blitzt diese Welt und glänzt im See Menschenliebe wieder," sagte Einhart jetzt oft. So war seine Welt nicht die Welt, die draußen war, nur die drinnen jetzt umhütet mit ihm ging.

Einhart war noch immer einsam, wie er gekommen war. Er verstand es gar nicht mehr, sich anzuschließen. Keiner der jungen, tüchtigen Maler, die er in der Heide gefunden, und mit denen er beim Mittagsmahle oder nach Feierabend manchmal noch in der kahlen Dorfschenke des Moordorfes zusammen gesessen, kam ihm recht nahe. Das war wohl hauptsächlich, weil ein jeder für sich genug erfüllt war, auf seine Weise die Welt der Beglückung aus Wolken und Lüften, Wasser und Weiden zu greifen.

Aber man traute sich auch nicht. Zumal wenn Einhart seine undeutbare Doppeltheit mit sich trug, achtlos spitz und abwehrend im Gespräche seine Blicke funkeln ließ, die dunklen Schalksaugen drollig-einfältige Begleitung zu sonderlichen Worten und Weisheiten spielten, wenn er sich gar manchmal in den Mantel tiefsinniger Verrücktheit hüllte, wie ein indischer

Heiliger ewig lächelnd dasaß, aus einem Punkte der Weltbetrachtung süßen Wahnes Netze spinnend.

Da waren die um ihn unschlüssig, wie ihn erkennen. Keiner, der eines solchen Einsamen, eines solchen Schalkes und Gauklers Herz recht gefunden glaubte, weil auch die Flamme der unsteten Sucht nach tiefem Leben ewig dabei zuckte und die Flamme der harten Verachtung alles kleinen Getriebes nach Ehren. Da waren die um ihn doch noch immer im Vergleich angebunden an tausend engere Wünsche und Weisen, bauten ihr Haus und priesen Heimat und Scholle, verherrlichten den Frieden der Ackerdienste und Feierstunden, und ließen die weite Welt sich im kleinen Moorgraben spiegeln mit den moosigen Baumästen zusammen, und mit dem ziegenhütenden Weidekind.

Einhart hatte auch diese Welt gesehen, die alle sahen um ihn, „auch der Wurm," wie er sagte. Aber er träumte von keiner Heimat. — Er träumte nur von dem Wundersee seiner eigenen Ausschau, darin diese ganze Welt sich in Menschlichkeit spiegelt.

Kein Mensch kann je seine Träume leibhaftig träumen, wie die Welt, die wir wachend um uns Welt nennen. Kein Mensch, außer in flüchtigen

Augenblicken, wo der Spiegel der eigenen Seele rein liegt wie im Tode, daß die zarten Luftgespinste Traum ihn kristallrein durchhauchen und uns ein volles Wähnen geben von den verborgenen Gestalten unserer fernsten Sehnsucht. Nur einen Augenblick. Wenn die wahre Welt der Dinge uns weckt, zerrinnen die Träume, und nicht einmal ein Erinnern kann noch den Saum ihres Gewandes fassen. Das mag wohl eine tiefe Weisheit bedeuten in unserm Leben. Denn wenn je ein Mensch in sich den Himmel seiner fernsten Sehnsuchten wirklich dauernd wölben könnte vor seinen Augen, so würde ihm das Bild der wachen Welt verblassen. Da würde er eine Seele sein, deren irdisches Auge erblindete, um nie mehr aus ihrem Traumlande zurückzuschauen. Der Leib dieses Menschen müßte hinsiechen. Denn selbst die köstlichsten irdischen Speisen würden nichts sein, als Ekel gegen die süßen, duftigen Früchte, die er im Garten seiner Sehnsuchten brechen könnte. Solche Wahnsinne gibt es. Es gibt manchen Irren, dessen unheimlich entlegener Weg jenes Wunder erreichte. Dessen Auge im irren, entirdischten Lächeln voll Wehmut seine grauen Pfleger zur eigenen Beglückung bemeistern möchte. Manchen Irren, der selig

für sich wandelt, und der nicht irdischen Trank noch Speise mehr nehmen mag.

Wahn und Kraft kommt aus derselben Quelle, die alle Wunder birgt. Aus der Quelle, die im Grunde eine ewige Quelle ist. Ein Brunnen voller Schätze. Auch ein Meer, unermeßlich und unergründlich. Darin Schau und Wahnsinn eines sind. Daraus der Mut des Träumerlebens Schatz um Schatz aus der Tiefe hebt, um es im Gleichnis der Welt zu geben, selbstvergessen es vorweglebend im schauenden und schaffenden Ereignis, dem irdischen Bilde aller Erdenzwänge zum Trotze.

„Mein ist es," sagte dann Einhart, „mein einziges, potentatisches Leben, das was ich mit mir herumtrage, in welcher Heimat immer. Und wenn ich wirklich ein Wahnsinniger bin, es ist der göttliche Wahnsinn, der alles Feste und Starre zunichte macht, Hoffnungen gibt, Aussichten. Und ohne so etwas lohnt sich nichts."

Einhart war ein Sonderling. Er war auch hart. Er mochte mit niemand auch nur familiär sein. Er duzte sich mit keinem Menschen. Mit Grottfuß. Aber den sah er nicht mehr. Der wußte jetzt auch schon alles in voraus, was die Künste sollen. „Sollen!

Ha Ha Ha! Sie sollen mir den Buckel kratzen!" sagte Einhart lachend, wenn er an Grottfuß dachte. Und wenn er von den herrschenden Modepreisern gebrandmarkt wurde, das tat ihm nur wohl.

Auch mit daheim waren die Beziehungen jetzt ganz kalt und förmlich. Er dachte mit Liebe zurück. Aber hin ging er fast nie. Einmal im letzten Winter war er doch daheim gewesen! Gott! man hatte sich auch gar nichts zu sagen! Rein nichts. Als wenn man jetzt eine ganz fremde Sprache redete. Was gingen den alten Geheimrat diese Künste an? Und überhaupt so das Erleben dieser Welt. Der würdige, steife Herr ging zum Skat in einen vornehmen Beamtenklub. Und gar die Mädchen! Die waren verheiratet, hatten ihre Kinder und sagten: „lieber Einhart!" Weil Einhart jetzt in sehr anständiger Kleidung gekommen war. Rosa fuhr ihm wohl einmal noch wie in alter Zeit über die graugelbe Wange und versuchte sich zurückzuerinnern. Sie küßte ihn auch in Aufwallung. Aber sonst war sie unerfahrenen Geistes und dem Erringen des Lebens zu sich, dem tätigen Gewinnen eines wirklichen Anteils Welt in sich, war sie fern wie eine Kuhmagd. Die fleischliche Enge gab Sinn und

Ende. Nichts galt wirklich, als das wahrhaft Erdene des Augenblicks.

Da war Einhart sich also daheim sehr schnell ein wenig lächerlich vorgekommen, und er war nach wenigen Tagen mit freundlicher Einfalt und Güte im Gesicht abgesegelt.

Nun ging es am Sommerende aus dem Moordorfe auch einsam und unstet in die Kunststadt zurück. Und er fand sich in allerhand wehmütige Träume noch einmal ganz verstrickt, als goldene Birke um goldene Birke zurückwich in die silbernen Morgennebel, und er in dem rattelnden, schwarzverblichenen Omnibuskasten mit den plumpen Ackergäulen davor die schnurgerade Chaussee hintetterte. Unterdessen zwei runde Bauerweiber, die volle Packen auf Boden und Sitze des Wagens ausgebreitet, den Lärm der klirrenden Fenster und des Räderrollens zu überschreien suchten mit ihren scharfen, aufgebrachten Worten über Wetterschäden, über Henny Ottens Tod, und Aussichten der Obsternte und derart tausenderlei Sachen.

5

Jahre gehen hin und kommen nicht wieder. Einhart war reich genug, sie nicht zurückzubegehren. Auch die, die jetzt kamen und nicht sichtbare Merkzeichen einritzten, die scheinbar ungehört verhallten. Es waren Jahre innerlicher Raffung zu sich selber. Denn der Mensch ist lange ein Kind, und dann ein Schüler, und auch wenn ihn die Menschen entlassen aus ihrer Meisterschaft, liegt er noch immer mit der Welt im Streite, ehe sie ihn gewähren läßt, aus sich zu sehen, zu sammeln, zu sichten, zu reden und zu malen.

Und es kommt in jedes Menschen Leben eine Zeit, wo er mit leidenschaftlicher Sehnsucht nach Stimmen und Gestalten greift, die aus selbsteigener Gnade hineingerufen und hineingebildet in die Zeit. Einmal mit denen Zwiesprach zu halten, die in ihrer Zeiten Drange nach dem persönlichen Gute rangen, und nach der Kraft die eigenen Laute und Gesichte in die Lüfte über der Menge Häupter hinzuschreiben zu dauernder Verlockung.

Einhart versank in ernste Studien. Er las jetzt mit wirklicher Begier Philosophie. Da war er nur gerade schlecht beraten zuerst. Er griff da einen

langen Zopf, der dem Chinesen im Westen hinten hängt. Man nennt es Geschichte der Philosophie. Ein uraltes Bild, was man so die Philosophie der Alten nennt. Tausend Stümper haben es übermalt. Es versuchte so mancher zu bessern und zu streichen, was originale Menschen aus innerstem, eigenem Lebens- und Schauensbedrängnis zur Klarheit gestaltet.

Es ist ziemlich unkenntlich, alles daran. Und von dem Ursprung nicht mehr viel Spur.

Das merkte Einhart.

Er kam mit wahrem Verlangen. Er hatte gar nichts gelernt. Oder besser, er kam mit dem natürlichen Drange, eine Welt, die sich ihm reich und heiß darbot, zu ergreifen mit Sinn und Seele allenthalben.

„Das nennt ihr also Philosophie?" sagte er zuerst ganz erstaunt, als er die Berge des gelehrten Wissens ansah.

„Gibt es nicht Männer, in denen sich wirklich die Welt in ihren wahren Mächten spiegelte? Gibt es nur solche zerstückelte Weisheit? Hirngespinste von tausend Begriffen, in denen sich nicht einmal Fliegen fangen? Gibt es nicht Männer, die die Welt

klar anschauen, also daß man in sie einsehen kann wie in einen kristallenen Wassergrund, auf enger Scheibe das ganze, weite Eine?

So suchte er immer wieder nach Menschen.

Und es kam auch, wie er durch den Vorhof, die geilen Reminiszenzensammlungen und Retouchieranstalten, durch allerlei Kommentare von Kreti und Pleti, durch die Stätten der unpersönlichen Fruchtbarkeit flüchtig hindurchgegangen, daß ein paar Heilige selber ihm endlich wirklich begegneten.

Einhart stand plötzlich vor Spinoza. Der dunkle, bleiche, wortkarge, jüdische Mann entzückte ihn. Er hatte Mühe, sich in seine Strenge einzufinden. Er sah ihn beständig versunken über seine mühsame Arbeit gebeugt. Mitten in das Lesen der Worte dieses Vertieften hörte er manchmal plötzlich das Surren des Schleifrädchens, das er mit seinem Blicke verfolgte. Denn der irdische, äußere Mensch dieses Juden saß angebunden an die irdische Leistung, indes sein Geist selbstvergessen den Zwängen der Menschenseelen tief nachsann.

So persönlich das Werk, so ganz selbstvergessen der Mensch zugleich.

Zum ersten Male begriff Einhart mit dem in sich

gewissen Blick dieses Erkenners die Zwänge von Launen, Lieben und Leidenschaften der Menschen, die, wie Wolken- und Wetterspiele den hinausgeworfenen Erdball, so die einsame, hinausgestoßene Menschenseele umdrängen.

Die entsagende Weisheit solchen Betrachters, der ohne eigenen Anspruch, ohne auch nur leises Erzittern des eigenen Spiegels, Leiden und Leidenschaften des Menschen, ohne Hauch eigener Leidenschaften, bemaß, erregte ihn förmlich. Die erhabene Ruhe und durchdringende Macht, mit der dieser kranke, jüdische Glasschleifer den unentrinnbaren Verkettungen in den Seelen nachtrachtete, ohne je Wunsch und Plan eines engen, eigenen Lebenskreises anmaßlich und trübend seiner eisklaren Schau zuzumischen, dünkte Einhart das unverlierbare Gleichnis der reinsten Hingabe des Menschen an seine Quellen.

Dann las Einhart in sonderbarem Zufallsspiel Schopenhauer. Das griff ihm sehr ans Herz. Aber weil er sich auch immer wieder die Welt mit Sinnen besah, konnte er das grausige Urgespenst des Willens vor tausend schönen Ordnungen der Dinge und den liebenden Sehnsuchten nach deren reicher Gestaltung nicht immer entdecken.

Und seltsam vor allem, daß er nach dem stillen Frieden in Spinozas Schleiferzelle nie ganz vergaß, daß er nun einen unwirschen Griesgram vor sich hatte, dem er zwar mit schuldiger Devotion vor dem hohen Flug und dem weiten Umblick manchmal fein zulächelte, weil auch er Hohn und Verachtung gut kannte, aber auch oft mit sicherem, klaren Worte entgegentrat.

Einhart begriff nicht, daß es ein Weltleid gäbe, weil er meinte, daß nur der Einzelne immer wirklich leide. Das wirkliche Leiden schien ihm begrenzt in dem engen Becher der Vereinzeltheit. Und das Maß dieses persönlichen Leidens däuchte ihm nicht um ein Jota vermehrbar, wenn er die einzelnen Personen zusammenreihte. Leid und Freude dünkten Einhart gleich nur eine schwankende, leise Begleitung in der weiten Ordnung dieser Welt und dem weiten Meer der Seele darin.

„Gewiß," sagte Einhart, „die Welt der Hanswurste und Affen. Aber auch der Weisheit mit vielen Gesichtern." „Wie ich sie nehme, ist meine eigene Sache." „Ich werde nicht weinen, weil ich malen will. Die Augen müssen weit und des Lichtes viel sein. Aber es gibt auch Licht genug."

„Ich liebe meine Welt," sagte er dann drollig lachend, „und nur die eine Welt."

Später geriet er über die Legenden des heiligen Franziskus von Assisi.

„Man kann die Erstasen weit treiben," sagte er zuerst.

„Das Lustigste bleibt doch Bruder Ginepro, der Schalk und Hanswurst unter den Heiligen, der den verstiegenen Menschen durch alle Frömmigkeit hindurchscheinen läßt, daß die dummen, nackten Selbstsüchte sichtbar werden wie die Knochen im Röntgenbilde. Und dann Bruder Egidio, der selbstsichere, achtlose Arbeitsmann, der zeigt, daß man tun kann mit Händen und Füßen und doch reine Absichten und frommes Schauen der Welt mit sich tragen."

„Ich werde immer ein Schalk und Arbeitsmann bleiben: große Liebe und klare Schau! und lachen über den Staub meines Kleides, und immer tun, und im Tun mich vergessen!" „Und von Zeit zu Zeit zwei Fuß mich über die Erde erheben," sagte er lachend, „aber nicht weiter!"

Alles in allem ging Einharts Winter und Sommer und noch ein Winter und Sommer so hin. Er las viel und hatte tausend Erfüllungen. Und verwarf

dann alles in Summa, weil nichts kommen wollte fürs Werk aus allen solchen Betriebsamkeiten. Er lebte in diesen Zeiten ganz abgeschieden.

Er hatte auch dazwischen allerlei Studien gemalt und Entwürfe. Aber er trat auf allen bald herum. Pappen und Leinwanden lagen auf dem Erdboden ohne daß er sie achtete. Er kam nicht dazu, etwas fertig zu machen. Er war manchmal dann in heller Verzweiflung plötzlich, verfluchte die dummen Bücher und ging einen Tag in Unruhe unter die Leute auf den Straßen, sah Werke in den Galerien an oder zeigte sich unversehens einmal in einer Gesellschaft. Es war ihm in solcher Art des Tuns schließlich auch ganz klar geworden, daß ein Kunstwerk immer nur aus Dunkel nach den heimlichen Drängen der Fruchtbildung zusammenschießt und aufsteigt, wie die Blüte mit der eigenen, jungen Gestalt aus dem Ackergrunde. Werk um Werk. Erfüllung um Erfüllung. Ein wahres Rückschauen auf die eigene Zeit, wenn also Werke wirklich Erfüllung gegeben.

So begann Einhart nach zweierlei sich jetzt neu zu sehnen, nach selbsteigenem Tun und nach selbsteigenen Menschen unter den Lebendigen. Er fragte sich oft jetzt nach Einem, den er mit sich trüge,

wie sich selber, dem er trotzig begegnen möchte, wie dem griesgrämigen Verächter Schopenhauer, oder zu dem er leise eintreten möchte wie in Spinozas einsame Schleiferzelle.

Am Ende brachte ihm der Zufall noch Platons Welt in die Seele.

„Da haben wir den Seher, den ich gesucht," rief er vielemale im Lesen. Und er saß unter den schönen, jungen Griechen selber bekränzten Hauptes in Rausch und fröhlichem Widerstreit, daß er sogar die äußeren Augen weit aufriß.

„Diese Welt ist ergriffen mit Auge und Ohr, mit Geruch und Geschmack, ist wahrhaft angeschaut," rief er entzückt. „Und die Ideen sind wie Arome, die der leibhaftigen Blüte entsteigen."

„Seht doch unsre Duftmacher, die uns Arome eintränken wollen und haben nie die Blüten gesehen."

Jeden Schritt hin und her auf den Fliesen im Hofe hörte Einhart hallen, das Poltern der Be rauschten an den Läden machte ihn lachen, jede Geste und jeden Geist griff er in wahrem, sinnlichen Gewande. Damit kam er ganz zum Leben zurück.

„Ich will Menschen finden," sagte er streng, „nicht Werker! — Menschen!" Das war ein Wendepunkt nach

einigen Jahren. Weil er auf einmal jetzt auch gefühlt hatte, daß in den Werken der Vergangenheit sich klar Menschen und Werker unterscheiden: Menschen, die die Welt spiegeln, ihre eigene und die ewige zugleich, kristallklar in ihrem einen Wesensblick, und Werker, die im Dienste der Gesellschaftsmächte zusammenhäuften, redeten, kommentierten, alles zu wissen meinten, nicht schauten mit eigenen Sinnen, nichts lebten aus Blut und Atem, als einen Widerschein fremder Welten, fremder Gefühle und fremder Entschließungen.

6

Die fremdartige Erscheinung Einharts, die fahle Strenge seiner Züge, seine weichen Glutaugen, die plötzlich Haß und Feuer geben konnten, dazu die ungewöhnliche Ruhe seiner Bewegungen, seine schmalen, dünnen Zigeunerfinger in der straffen, braunen Hand, sein leicht rauhes Organ, das immer sanft verhalten klang, sein Lachen voller in sich gekehrten, kindlichen Uebermutes, wenn es wirklich einmal Lachen gab, verursachte ein sonderliches Aufmerken nach ihm hin. Wenn Einhart jetzt einmal in Gesellschaft kam, sahen ihn viele heimlich an.

Einharts Augen waren jetzt immer sehr wach. Er war jetzt auf dem Menschenfang, wie er es nannte. So begegnete er in einem vornehmen Hause der Stadt einmal einem Gelehrten, der so dunkel und verschlossen war wie er selbst.

Beider Augen hatten sich erst wie zufällig nur begegnet.

Dann am Kamin waren sie zueinander gekommen. Sie sprachen dabei nichts.

Doktor Poncet war von herrischer, wegwerfender Gebärde und dachte nicht daran, jeden

gleich anzusprechen. Und Einhart lächelte nur ein wenig.

Aber die Dame des Hauses, eine bucklige, häßliche Frau mit Negerlippen und ebenso gelbbrauner Gesichtshaut, wie Einhart gelbgrau, eine sehr vornehme, hochgeartete und geistesanmutige Frau, die den Winter in ihrem Stadthause Künstler und Männer von Welt bei sich versammelte, eine Gräfin Schleh, freute sich heimlich, wie sie endlich einmal Einhart bei Poncet stehen sah.

Es gab durchaus gar keine laute Bewegung. Die beiden starrten nur in das Loderfeuer des Kamins. Nichts weiter zuerst lange. Doktor Poncet sah dann, immer mit unterstützten Armen sich haltend, seiner Zigarre Glühende an, desgleichen Einhart auf den Glühfleck seiner Zigarette sah. Das Feuer flammte und die Scheite knackten.

„Feuer ist schwer zu malen,“ sagte Poncet endlich, weil er sich jetzt erinnerte, daß Einhart Maler war.

„Gott ja,“ sagte Einhart. Dann standen sie wieder, ehe sie sich auch einmal flüchtig in die Augen sahen.

So begannen sie langsam zu fühlen, daß sie sich

viel zu erzählen gewußt. Um so hartnäckiger schwiegen sie.

Manchmal ist es mit Menschen so, daß ihnen beieinander plötzlich eine neue Frohheit und Freiheit kommt. Es drängt etwas auf aus jedem in jeden, gibt ein sanftes Gebundensein und zugleich eine seltsame Ruhe.

Die Gesellschaft war ziemlich groß, die weiten Räume dehnten sich. In dem hintersten Eckzimmer spielten einige alte Herren an grünen Tischen. Im Mittelsaale schwatzte die Jugend durcheinander. Es war alles hellerleuchtet. Junge Frauen in erlesenen, bunten Seiden und Sammeten waren im Lichte blendend sichtbar. Hundert Gesichter schoben sich durcheinander, wenn man wie Einhart jetzt oder Poncet aus dem Halbdunkel des verlassenen Kaminzimmers durch die umhangenen Türen in die bewegte Menge hineinsah.

Man sang jetzt im Musikzimmer ein Lied. Der Klang kam gedämpft zu Einhart und zu Poncet. Die beiden sprachen noch immer kein Wort weiter. Der Klang tönte wie eine Vogelstimme. Die Melodie war ein wenig feierlich. Das Flackern und Zucken der Flammen im Kamin schien sich den

Klängen anzuschmiegen. Einhart beobachtete unaufhörlich gespannt in das Feuer.

„Sehen Sie einmal," sagte er dann zu Poncet, „die Flammen scheinen mitzutun."

Poncet war solches Gefühl bis jetzt unbekannt. Wie wenn er nun plötzlich feine Fäden der Dinge, mit denen sie sich halten, blinken sähe. Er lächelte ein wenig, als er nun auch gespannt wie Einhart in das Feuer sah. So standen sie und standen.

Im Raume waren gedämpfte Lichter. Bleiche Bilder in goldnen Rahmen hingen an Schnüren dämmernd an den Damastwänden. Man ging auf weichen Teppichen. Es war ein feines Duften aus Blumen und Parfums allenthalben. Einharts Sinne waren davon wie umnebelt. Er sah nur dann und wann wie aus einem Traum von den Düsterflammen in die lichten, fernen Gesichter, die in dem Glanz der Nebenräume sich bewegten. Auch Poncet erwachte ein paarmal richtig.

„Sie sind ein Gelehrter?" sagte Einhart dann zu Poncet.

„Wissen Sie, daß das eine Tragik ist?" sagte Poncet. Einhart setzte sich dabei lächelnd nieder. Auch Poncet. So blieben sie neu beieinander sitzen.

„Eine Tragik!" wiederholte Einhart. Die Vorstellung ging in ihn ein wie ein stiller Akkord, den er jetzt summen und summen hörte.

„Sie lächeln," sagte Poncet.

„Aus Kummer!" sagte Einhart. „Denn nicht wahr? Wenn ich Sie richtig verstand, müssen Sie sich immer fliehen. Und Sie möchten sich finden."

„Ja, so ist es," sagte Poncet.

Dann fühlten beide neu die Flammen zucken und springen, als wenn sie mitsprächen in das heimliche Leben der Stunde von ihrem eigenen, heißen Erlebnis. Auch die Blicke der beiden Hineinstarrenden schienen von innen zu brennen.

Endlich erhoben sie sich. Sie gingen gleichzeitig lässig in den Glanz der Gesellschaft zurück. Sie kamen sich wie geblendet vor und zögerten noch immer. Jedem schien es, als hätten sie von tiefen Dingen und Schicksalen Zwiesprach gehalten. Als hätte es einen heimlichen Zusammenklang gegeben, nicht bloß von Seele zu Seele, auch zu allerhand Wesen ringsumher. Zu Flammen und Stimmen und Lichtern im Raume. Und es kam einem jeden jetzt auch so vor, als wenn sie viel voneinander wüßten und sich einig fühlten über das ganze, rätselhafte Leben.

7

Alles, was Einhart so entgegenkam, erregte ihn lange und tief. Aber es machte ihn nicht zufrieden. Einen Menschen hatte er in Doktor Poncet gefunden. Das war an und für sich ein Ereignis. Zumal Poncet in seinem Fache tüchtig genug war, um zu glänzen, wenn er nur mit Wissen sich zufriedengegeben.

Aber „der Wahn ist unserer Füße Schemel," sagte Einhart. Und das dachte auch Poncet. So gab es gutes Miteinandersein. Und sie kamen auch voll überein, daß sie die Welt von verschiedenen Seiten, aber die eine Welt angefaßt.

Poncet war seines Faches ein Mann, der nach den Gesetzen des Lebens der Vielen suchte. Und Einhart sehnte sich und suchte die Träume und Gesichte zu erschauen, die ihm sein eigenes Blut als Glück und Stillung verraten wollte.

„Es sind nicht weniger Gesetze des tiefsten Lebens," sagte Einhart zu Poncet, als sie sich ein jeder ein wenig an die Sprachweise des andern gewöhnt hatten.

Sie waren jetzt oft beieinander.

Als sie einmal in einer Schneenacht die Straße

entlangspazierten, weil Poncet gekommen war, um Einhart aus seiner Arbeit herauszulocken, hatte Einhart noch immer seine Tafel vor Augen, und das Zwiegespräch der beiden war also arm und stumm nach außen, wie damals vor dem Kaminfeuer. Da hatte es eine flüchtige Beglänzung aus einer der schneebekappten Laternen mitten im Flockenfall so weise gefügt, daß Einhart in ein Paar der wunderlichsten Augen hineingesehen, die je unter einem Kapottehütchen zu ihm aufgeblitzt. Einhart war wie gefangen gleich. Er ging mit Poncet Arm in Arm. Denn Poncet liebte Einhart, und Einhart Poncet. Ein jeder, wie es kam, hatte bald, wenn sie so gingen, den Arm in den des andern vertraulich eingelegt. Nun eben war es, daß Einhart in der sonderlichsten Laune Poncet plötzlich losließ. Es schneite weich und die Flocken tanzten.

„Nein," sagte er nur, „hier werde ich mich nicht groß besinnen und einfach zurück die alte Fährte gehn!"

Poncet war auch ein Frauenkenner. Aber mit Einhart jetzt oft in seiner alten Versunkenheit. Und ehe er also ganz begriff, hatte Einhart nur noch zurückgerufen, daß sie sich in dem Kaffeehause gegen die Nachtzeit wiederfänden.

Einhart lief, was er konnte. Das Mädchen war wieder in seiner Nähe. Sie war schlank und hatte einen eiligen Schritt. Offenbar ging sie mit einem Ziele. Einhart war kindlich erregt, neugierig und lustig. Er kannte auch gar keine Scheu und Rücksicht. Ihre Augen hatten wie sammetene Blätter geschienen. Dunkel und großäugig hatten sie ihn angeblickt, wie Eulenaugen. So tief, wie wenn es Weisheit gewesen, die ihn angesehen. So lief er jetzt nur schnell vorüber und blickte sich nach den Augen wieder um.

„Nein, um keinen Preis dürfen Sie mir jetzt entwischen," sagte er hastig.

„Wie?" sagte das junge Fräulein nur, als wenn sie ganz arglos wäre und gar nicht weiter auf ihn geachtet.

Da stand auch Einhart in seinen langen Mantel gehüllt schon vor ihr mit seinen lächelnden Augen voll kindlicher Freude, sah ihr prüfend drollig ins Gesicht und machte sie so im Laternenscheine und Flockenspiele lachen.

„Lachen Sie nur, mein sehr gutes Fräulein! Aber ich muß um jeden Preis noch einmal Ihre Augen sehen, ehe ich es glaube!" sagte er bestimmt.

„Was glaube?“ sagte das Fräulein, das eine sanfte, bleiche Miene hatte und dessen Augen in Wahrheit groß schienen wie Dunkelflecken.

Der Schneefall trieb und tanzte um sie.

„Ach, nein, nein! so etwas Wunderbares!“ sagte Einhart ganz inbrünstig. „Ich muß Sie um jeden Preis wiedersehen.“

„Wenn Sie meinen!“ sagte das Fräulein, kindlich wie er. Denn Einhart gewann durch Ton und Glück seines Erstaunens gleich einen Eingang in ihre Seele.

„Wenn es nur meine Augen sind!“ sagte sie sanftmütig und brach dann plötzlich richtig in Kichern aus.

Da gingen sie schon miteinander.

Das Mädchen war eine kleine Putzmacherin. Sie trug noch ein Paketchen zu Kunden aus. Sie hieß Johanna und war voll Übermutes.

„Sie sind wirklich ein Ungestüm!“ sagte sie zu Einhart. „Maler sind Sie?“ fragte sie ihn noch einmal, als er ihr erzählt hatte, daß er eben zu einem Bilde ein Paar besonderer Augen schon ewig in seinen Träumen und auf allen irdischen Wegen gesucht und nicht gefunden hätte.

„Ich brauche irgendeinen Ton aus der Seele, eine glückliche Tiefe. Und renne schon immer herum, wie ein Raubtier äugend," mühte er sich jetzt, von seiner Arbeitsnot einen Begriff zu geben.

„So wollen Sie mich also verspeisen!" sagte Johanna.

So liefen sie lange miteinander und plauderten allerlei Loses, worüber sie immer wieder beide lachen mußten.

„Ich wohne bei einer Wäscherin, wo ich mein Stübchen habe," sagte Johanna. „Sonntags bin ich immer frei."

Es stellte sich heraus, daß Johanna erst vor wenigen Monaten in die Stadt gekommen und noch scheu und ängstlich war. Einhart war an dem Abend wie losgebunden. Er hatte so viel Dummheiten im Kopfe, daß Johanna aus dem Lachen nicht herauskam, so beschneit, wie sie schließlich aussah. Er hatte ihr längst das Paketchen abgenommen und ging die ganze Strecke neben ihr ordentlich wippend. Ihr war es längst auch recht.

„Ich bin ein bissel töricht richtig in der Stadt," sagte sie. „Das paßt sich doch gewiß nicht, wenn ich zu Ihnen käme."

„Ih, mein Fräulein," sagte Einhart. „Was nicht paßt, muß passend gemacht werden, wie Ihre Hüte! Darauf verstehen wir uns doch. Und außerdem", redete er weiter, „dienen wir beide einem Höheren!"

„Oh, Sie sind aber sehr eingebildet!" sagte Johanna. „Was wäre denn das?"

„Die Kunst! die Kunst!" sagte Einhart äußerst gewichtig.

„Das ist eine Ausrede!" sagte Johanna.

Beide lachten wieder um der Rede willen. Aber beider Augen lachten auch jetzt, wenn sie eine Weile nur stumm die Flocken an Mund und Nase spürten, die ein wenig kitzelten.

So waren sie bis ans Ende der Straße gekommen, wo ein großer Platz im dämmernden, nächtlichen Schneetreiben lag. Johanna erledigte ihre Mission. Einhart mußte eine Weile, vergnügt die Schultern in die Höhe stoßend und trappend, weil es kalt war, hin und her gehen, ehe er wieder ihre weiche Plauderstimme aus dem Dämmer vernahm.

Auf dem Heimwege plauderten sie schon allerhand Zutrauliches. So daß Einhart jetzt dünkte, als ob er diesen Laut seit Ewigkeit gehört.

So ist alles innerlich Nahe uud Verwandte, wenn es auch zum ersten Male unser Ohr und Auge trifft, uns gleich vertraut und will uns erscheinen wie in uns selber, wie ein Stück erweckten Eigenwesens. Es gibt eine wunderbare Ruhe und Freude, ihm zu begegnen.

Johanna erzählte, daß sie, eines kleinen Beamten Tochter, von Hause gegangen, weil eine zweite Mutter ihr das Leben verbittert. Nicht sehr viel davon. Einhart hatte auf Rückblicken jetzt gar nicht die Gedanken. Ihm war mit der Gegenwart genug. Er hielt Johannas Arm mit Scheu und sah nur oft in die großen, dunklen Eulenaugen, und war sanft entzückt, daß ihm die Augen zulachten, und auch daß die Hände, die einmal aus dem dicken Wollhandschuh herausfuhren, sanfte, kleine Frauenhände waren.

„Ich werde Ihnen die Hände reiben. Kommen Sie!" sagte Einhart.

Johanna gab ihm die Hände. Es waren ziemlich viel Vergnüglichkeiten in ihren Blicken dabei, weil auch sie in seinen Augen das Funkeln und die Güte gern sah, und alles sanft und zärtlich war, was er sagte und tat.

Schließlich wollte Johanna doch nicht mit ihm kommen, so sehr Einhart auch bat und quälte und sie am Arme hielt und lachte, wobei auch sie lachte.

„Schon wegen der Schmutzerei," meinte sie, auf ihre Beschneitheit weisend. Sie hatten beide Schneelasten auf Hut und Mänteln. „Aber auch so! das schickt sich nicht. Ich werde Sie erst einmal am Tage besuchen. Wenn Sie mir dann noch so gefallen wie jetzt," sagte sie ganz bestimmt, „dann können wir weiter Freunde sein." So hatten sie sich getrennt.

An dem Abend war es Einhart, als ob er plötzlich eine ganz eigene Art und Leichtigkeit gewönne. Es kamen ihm allerhand Tollheiten in den Sinn. Er konnte gar nicht zum Entschluß kommen, ob er zu Poncet noch in die Ecke ins Kaffeehaus gehen sollte. Dann ging er doch.

Poncet, der verheiratet war und daheim zwei Kinder hatte, saß vor sich hinbrütend wie oft. Einhart war an dem Abend voller Leben. Aber er sagte nicht warum. Er ließ sich zweimal hintereinander Kaffee geben. Und glomm Zigarette um Zigarette und war sehr gesprächig.

„Ja, malen!“ sagte er. „Ach Gott, das liebe Malen! Wenn man nicht einmal fände, was einen im Alter noch anmutet mit dem Glück eines gefundenen Schatzes. Man muß dahinter sein. Das große Bild wird etwas. Ganz neuartig. Ganz meine eigenen Harmonien. Das ist sicher. Der Einfall und der Zufall! Ich will nur malen, was mich selber überrascht! Den glücklichsten Einfall und den seligsten Zufall.“ Er hörte nicht auf, so hinzuplaudern, daß Poncet nur zuhörte.

„Ein Blick gibt es manchmal,“ sagte er.

Poncet saß versunken in sich. Aber er lächelte auch manchmal, weil Einhart lächelte.

„Einfälle und Zufälle machen es bei euch,“ sagte Poncet dann einmal. „Bei uns ist alles System, System, System! Das ganze Leben System! Schrecklich! schrecklich! schrecklich!“

Sie liefen erst in tiefer Nacht nach Hause. Einhart war noch immer nicht still. Sie standen erst lange vor Poncets Hause, ehe sie sich bis zum andern Tage Lebewohl sagten.

8

Johannas Hände waren fein und klein, weiche Frauenhände, die Finger schlank. Wenn sie hantierte, gab es ein lustiges Spiel. Wenn sie mit einem Finger drohte, mußte Einhart lachen. Und nun hantierte sie erst noch eine Weile, einige Monate, bis über die Weihnacht im Putzladen, daß die weißen, lieblichen Frauenhände in bunte Seidenbänder und in allerlei fremde Blumen und Federn sich ewig einwühlten, und garnicht, däuchte es, daraus endlich ganz ans Tageslicht kommen könnten. Die etwas gebogene, schmale Nase war ewig noch den Tag gesenkt. Die großen, schwarzen Eulenaugen hatten durchaus gar kein Lachen, nur eine sichere Sittsamkeit und Spannung. Sie umprüften um und um die breiten Krempen oder hohen Türme der sonderlichsten Frauenhüte, ehe endlich wieder einer, rings umziert, aus der Schöpferin liebender Hand ins Schaufenster oder auf den Ladentisch wanderte.

Einhart stand jetzt oft vor dem Laden, schon am Tage. Aber die großen Eulenaugen drinnen sahen und zwinkten nur heraus. Erst am Abend waren dann die lustigen Blicke und der junge Mund und

die sanften Hände in Einigkeit mit Einharts. Bis Einhart sich ganz und garnicht trennen gewollt, gleich zu Neujahr, und Johanna ruhig lachend eingestimmt hatte und eine kleine, zierliche Hausmutter bei Einhart geworden war.

Und Einhart war jetzt plötzlich ganz auf sich selber gekommen.

„Ich male nur dich und mich, das ganze Leben lang," sagte er stolz. „Denn im Grunde genommen sind wir zusammen alles. Du bist eine hohe und eine niedere Frau, und ich lebe auch das ganze volle Leben. Alle Tugenden und alle Laster sind in einem jeden. Besser, man lockt sie auf die Leinwand, als ins Leben."

Es war das drolligste Spiel zwischen den beiden. Johanna war wie ein Kind, so dienstwillig und hingegeben. Und hatte einen Zauber schon im Lachen. Das klang rein, als wenn Lachtauben ihre weichen Laute sanft hinhauchen und ein wenig dazu schluchzen. Und Johanna war voller Grazie. Fast noch mehr als früher. Sie hatte gleich begriffen, daß sie mit Anmut die Seele Einharts ganz und gar umspinnen konnte.

Wenn sie auch nur mit der Kaffeemühle dasaß,

die sie hockend zwischen den Knieen hielt, so gab das schon für Einhart eine Malerfreude, rein nur, wie sie dann die Schultern aufnahm und den Kopf halbgesenkt, halb ihm zugewandt ihre großen Dunkelblicke geschäftig spielen ließ. Oder wenn sie sich einmal flüchtig dabei zum Kusse hergab, launiges Lachen in die Lüfte schluchzend. Oder gar, wenn sie in feierlichen Gesten, den schlanken, kindhaften Jungleib in irgend ein köstliches Tuch leicht eingehüllt, eine griechische Krugträgerin hinschritt.

Nun: Einhart konnte plötzlich ein Gefühl nicht loswerden, als wenn er jetzt erst ganz die eigene Kunst gefunden. Er sah rein nichts sonst. Er fühlte nur, als wenn jetzt der letzte Zwang plötzlich gewichen und er frei geworden wäre zur eigensten Betriebsamkeit.

Dazu kam, daß Johanna einen echt mütterlichen Zug hatte. Sie begann für Einhart zu sorgen, um den sich all die Jahre nur höchstens einmal eine gutgelaunte Wirtin zufällig umgesehen. Jetzt saß Johanna stundenlang bei ihm am Tage und versah allmählich alles.

Es war garnicht gut für Einhart. In der ersten

Zeit kam deshalb Einhart wochenlang nicht mehr auf die Straße. Und bald hatte sich Einhart an Johannas Anwesenheit derartig gewöhnt, daß er rein nichts zu tun vermochte, wenn nicht die ein wenig dumpfe, kindliche Plauderstimme um ihn und in seine Arbeit hineinfloß.

Doktor Poncet kannte Johanna jetzt auch längst. Er hatte sie auch gleich gern gehabt. Ihm war unsäglich wohl nur schon deshalb, weil ihm in den beiden Räumen, von denen der Atelierraum groß und geräumig war, nichts als eine arglose Menschlichkeit und ein rechtes Lebensvergnügen entgegenkam. Daheim bei ihm war das anders. Er saß oft lange in seinen weiten Mantel gehüllt auf irgend einem Kasten voll Skizzen und sah, wie Einhart, gespannt äugend und fein und spitz lächelnd, die Farben auf die Leinwanden hinbrachte, und sah Johanna an, wie sie unterdessen um den kleinen Eisenofen herumhantierte oder das Teetablett oder sonst etwas herzutrug.

Einhart hatte jetzt einigermaßen auskömmlich zu leben. Obwohl das auch noch schwankte, was ihn garnicht weiter anfocht. Denn jetzt, wo er mit Johanna lebte, war er schnell in eine wahre Arbeits-

leidenschaft hineingerissen. Daß Bild um Bild aus dieser Erhitzung aufging.

Und auf allen Bildern erschien jetzt Einhart und Johanna. Einhart malte jetzt sich in allen möglichen Schicksalen und Gefühlen, und immer Johanna dazu, als eine süße, selige Begleitung, als die eigentliche Melodie des Lebens, um die es sich allein lohnte, solcher Musik zuzuhören. Er malte Johanna als schwebende Vision gegen den lichten Himmel, oder in paradiesischer Nacktheit selig und schön unter Blumen, oder mit Kindern ein neckisches Spiel auf freien Wiesen treibend, immer in hellen Tönen sie, immer ihre großen Kindsaugen mit den erstaunten Blicken, immer auch mit der ganzen Drolligkeit ihrer entzückenden Anmut. Und allenthalben auf den Bildern stand er irgendwo in der Nähe Johannas, wie ein trutziger Ritter, dem man das Frühlingsglück der holden Frau nicht mit einem Augenzucken nur trüben durfte.

Der Ausdruck des strengen Wächters über seiner Liebe ging durch alle Bilder hindurch. Der sanfte, arbeitversunkene, spitzlächelnde Einhart wußte es gar nicht, daß einer immer jetzt sich so fehdehaft und kampfsicher aus ihm hinausgab. Doktor Poncet

stand oft heimlich erstaunt über die Fülle und Kraft solchen Ausdrucks, und über die schwebende Seligkeit, die durch solche Kontraste sich ins Blut schrieb aus den durchaus stummen Malerspielen.

Alle Dinge haben eine Sprache. Jede Sprache schlägt nur die Tasten der Seele an. Immer sind wir es, in denen die Erkennung aufwacht. Alle Dinge können jenes heimliche Leben wecken, daß es in uns von ihnen redet, wenn sich die Seele ihnen nur innig genug dargeboten. Die Sprache der Rede ist nur eine unter tausend.

Deshalb saß jetzt auch Poncet oft stumm und sann und horchte in die Leinwanden Einharts. Er fühlte genau, welche Ketten und Bande bald sich zwischen Einhart und Johanna gewoben. Er fühlte vor allem, daß an solcher wesenhaften, innigen Verstrickung niemand hätte rütteln dürfen, es wäre denn um Einharts Einfalt getan gewesen. Ein heißer, niederträchtiger, hassender, zäher Zigeuner womöglich wäre aus ihm herausgesprungen, wie der, den er mit einem Dolche unter der Glutrose und mit dem blitzenden Glutblick schon gemalt hatte.

Und Johanna sah jetzt um sich wie einen Garten aus allerlei Pracht. Aus jeder Umhegung lächelte

sie. In jeder Laube saß sie als Glück. Allenthalben wandelte sie als Selige hin. Sie war umklungen und umsungen von ihrem eigenen Scheine und Glänzen. Ein jeder Hauch im Raume sagte es ihr stumm, daß Einhart wie ein Toller und Ausbund war, der nichts anderes sonst denken konnte, als ihrer Liebe Lied in alle Himmel zu singen, sie zu preisen in den Hymnen seiner Farben und Bilder und nichts sonst. Und sie lächelte heimlich, wenn es aus den Bildern redete, daß er zum Mörder oder Räuber werden könnte gegen jeden, der es wagte, auch nur wie eine Wespe oder Motte sich in den Glanz seines Glückes zu verfliegen.

Aber Einhart war jetzt recht eigentlich wieder ganz Kind. Er liebte, wie Kinder lieben mit spielender, strahlender Verklärung. Denn wahrhaftig, er fand nach außen gar keinen Anlaß gegen jemand sich zu verwahren. Es störte ihn niemand. Er lebte ganz einsam mit Johanna. Und sie war täglich liebend um ihn und zärtlich dienend in allem.

Doktor Poncet, der einzige, der kam, war ein ganz anderer Mensch als Einhart. Poncet hatte die Liebe in der Welt reichlich genossen. Er staunte in das kindliche Spiel, das sich in Einharts Werk-

statt darbot. Er war müde der Liebe, kann man sagen. Heiß, wie er gewesen, hatte er die Leidensfeuer längst in Asche gelegt. Er fand kein Genügen mehr im Rausche. Er lächelte nur manchmal ein wenig ätzend, wenn er Einhart und Johanna plaudern hörte.

Aber Einhart war in seinem tätigsten Behagen, daß man ihm zum ersten Male seit jenen Tagen, wo er einst nach Zigeunern ausgezogen, den Lächler wieder ganz ansah. Johannas Nähe hatte ihn richtig zu einem kecken Jungen gemacht. Und als wenn er nun die ganze Welt nur so hinmalen könnte, die ganze, weite, selige Welt, die keines Kommentars und keiner Mühe und Arbeit bedurfte, um ganz und gar erkannt und geliebt zu sein.

Die ganze selige Welt: Johanna und Einhart.

9

Daheim in Poncets Hause war keine Einigkeit. Frau Poncet, die eine feine Seele war, war ihrem Manne ganz unvertraulich. Ihre Liebe schien längst grau in grau und wenig anderes noch, als hassende Erinnerungen. Die beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren lieb zu ihm. Aber sonst fehlte die stille Flamme hüben und drüben.

Es gibt Männer, die vorzeitig nach allerhand Frauen greifen, gattungsgebunden und unpersönlich in verfrühten Süchten. Das zärtlich scheue, kindlich sehnende Berühren fehlte, das schon Platon als den süßen Beginn aller Liebe geschildert. So will sich aus jungem Drängen in solchen Naturen nie der harte, klare, blinkende Rubin zusammenfinden. Wie der Uhrmacher, so muß der Menschenkenner bei jedem fragen, auf wieviel Steinen die Seele geht, und ob es heimlich im Grunde einen Halt gibt? Und ob es heimlich funkelt? In Poncet war kein klarer Stein kristallisiert. Das Leben seiner Liebe war in Asche zerfallen. Kein inneres Funkeln in allen Strahlenwundern, nur Brände zuerst und Asche dann. So auch mit Frau Poncet.

Aber wenn jetzt Poncet zu Einhart kam, begann

sich ihm eine neue Welt aufzutun. All die kleinen Handreichungen des Lebens, die er nie geachtet, gewannen einen tiefen Glückseligkeitssinn auch für ihn.

„Das Leben ist gar keine Idealität. Es ist immer nur das einfache Leben," sagte Einhart. Er wußte es nicht, daß er damit den tiefsten Lebenssinn gegen all die großen Worte in Wissenschaft und Religion verteidigte.

„Das Leben ist immer nur diese kleine, einfache Verrichtung mit Hand und Fuß, immer nur auf dieser steinigen Erde, die wir mit Auge und Sinnen erfassen und anstaunen," sagte Einhart. „Immer nur dieses: eine liebende Stimme hören, in liebende Augen sehen oder in hassende. Ist immer nur Wandel in Regen oder in Sturm. Oder in weicher Nacht, wenn Sterne und der Mond blinken. Oder wenn es stockbrandfinster ist mit dem kleinen Scheine unsres Laternenlichts in der eigenen Stunde. Ist sich kalt fühlen, sich in seinen Mantel warm hüllen, oder eintreten an ein warmes Kaminfeuer und unter gute Blicke, die uns zulachen und uns willkommen heißen. Ist diese steinige, weite Erde, deren Wege der Frühling umblüht und umsonnt. Oder auch wenn uns Kümmernisse um Liebe und Geliebte das Herz

bedrohen. Diese eine sonnenfrohe oder nächtigeisige, hinausgestoßene Erde. Ist aufatmen, jung hinaus und in die höchsten Hoffnungen sich heben mit Flügeln so scheint's. Oder mit blinden Augen schreiten, geführt und ängstlich und mit der süßen Ahnung dessen, was ewiger Schlaf dem Menschengemüte an letzten Lasten aufhebt. Es ist das eine kleine Leben, mit Hand und Fuß, mit Auge und Seele, mit der einen kleinen, einsamen Seele, die einzeln sitzt in jedes Gehäuse, und die ihren Traum doch laut hinausträumt von dem Verein der Seelen, auf den Millionen verlangend lauschen." Das war, wie es Einhart jetzt und immer lebhaft verkündigte.

Doktor Poncet kam oft. Er war daheim, seitdem er zum ersten Male das gute, einige, zitternde, irdische Seelenspiel Einharts und Johannas angesehen, noch mehr losgetrennt. Er begann einzusehen, daß er durch alle sogenannte Idealität durchmüßte zu der kleinen, großen, einsamen Seele. Er begann beglückt zu sein von ferne.

„Man muß es mit den Sinnen greifen. Nur mit den Sinnen hält der Mensch sich fest in der Welt, wie der Baum mit den Wurzeln in der Erde."

Einhart sagte es nicht. Aber Poncet sagte es jetzt,

weil es Einhart lebte. Poncet begann allmählich kindlich zu lachen wie Einhart. Wenn er kam, saß er stundenlang. Johanna fand ihn angenehm. Ihre Eulenaugen sahen zu ihm hinüber. Ihre Augen waren immer zärtlich im Blick. Poncet begann sie oft anzusehen. Einhart fühlte, daß Poncet sich heimlich neu zu sehnen angefangen.

„Die kleinen Handreichungen des Lebens sind es," sagte er einmal vor sich hin. Er sah Johanna oft nicht mit bloßer Achtlosigkeit an.

Und einmal war es gekommen, gegen das Frühjahr, wie Einhart zufällig nicht daheim war. Da hatte Poncet lange nur stumm dagesessen und hatte Johanna dadurch geradezu verlegen gemacht. Wie es kam? Wer weiß. Die Augen Johannas waren mitleidig. Sie wollte auch gleich noch wegspringen erst, um unten in dem kleinen Gemüse- und Butterladen einzuholen. Dann war sie doch geblieben. Es war in ihrem Gesicht gleich eine große Röte.

Außerdem sind die brennenden Blicke dunkler Augen, wie die sehnsüchtigen Poncets eine wundersame Sprache des Preisens. Das Herz der Frau wird neugierig. Die Eulenaugen Johannas baten gegen Poncet, wie er so immer noch stumm als

Schatten auf der Skizzenkiste unter dem großen Atelierfenster saß. Aber sie versuchten Poncet auch um so mehr.

Die Neugier Johannas war so hart in ihr geworden, daß sie einfach nicht mehr hinaus konnte. So blieb sie und hantierte lange vor Poncet. Eine Weile dachte sie noch immer, daß Einhart kommen müßte. Aber je mehr sie hoffte, desto bestimmter sprachen ihre Blicke Sanftheit hin in den stummen, in sich verzehrten Poncet.

„O Gott Gott!" hatte er schon manchmal vor sich hin gesagt. Jetzt rang er heimlich sich zu überwinden. Aber Männer, die die Leidenschaft zu früh blind gemacht, stehen unter einem unentrinnbaren Zwange.

„O Gott! nein! daß Einhart nicht kommt!" stieß nun auch Johanna heraus, gleichsam seine Angst vor sich aufnehmend, und weil auch schon die Dämmerung in den Raum spann. Dann griff sie endlich eine leichte Hülle, einen bunten, leichten Seidenschal, um doch noch jetzt hinauszufliehen. Da waren Poncets Süchte plötzlich hart aufgebrannt, daß er sie atem- und lautlos von der Tür zurück und an sich gerissen und sie sinnlos hastig und heiß brünstig geküßt hatte.

Johanna in ihrer Kindlichkeit hatte sich lange küssen lassen, mit hastigem, aber nicht starkem Widerstreben und hatte dann erst noch eine Weile drollig zärtlich gelacht, ehe sie unversehens ebenso hart aufgeschluchzt.

„Wie? Was? Pfui! Pfui! o! Nein nein! nein aber, wie Sie nur können!" hatte sie noch herausgestoßen, als Einhart auf der Treppe draußen hörbar wurde.

In demselben Augenblick hatte Johanna gleich mit ihren Eulenaugen zärtlich zu Poncet hin gebeten, reckte sich aufrecht, sich gleich einfindend in eine gleichgültige Hantierung. Und als Einhart mit einem Strauß Maiglöckchen eintrat, ganz beglückt nur von der Absicht sprechend, bald in eine ländliche Einsamkeit, ins Gebirge oder ans Meer zu gehen, saß Poncet wieder als Schatten gegen das Dämmerlicht. Einhart war ganz achtlos und arglos. Er streichelte Johanna und begrüßte Poncet mit kräftigem Handdruck. Er achtete gar nicht, daß er fast ins Dunkel kam, worin die beiden gesessen.

10

Als der Frühling den vereinzelten Obstbaum im Hofe des Stadthauses, wo Einhart oben unter Dach sein Atelier besaß, blühen machte, drängte Johanna selber, aus der Stadt zu gehen. Es war wenige Wochen nach der Annäherung, die Doktor Poncet versucht hatte.

Johanna war eine Drollige. Der Gedanke daran machte sie jetzt heimlich lachen mit ihrem lieblichsten Lachen. Und so oft Doktor Poncet auch gekommen war, er hatte in dem sanften, fröhlichen Leben von Johanna nur eine Hingabe an Einhart, aus den funkelnden Augen und erheiterten Worten ganz nur ein Mit-ihm-sein und -leben wollen spüren müssen.

Gar nichts hatte ihn an eigene Vertraulichkeiten auch nur von ferne erinnert. Wenn ihn nicht gar eine herbe und strenge Miene, sobald Johannas große, feuchte Dunkelaugen ihm begegnen mußten, heimlich geradezu wie ein Vorwurf manchmal getroffen hätte.

Johanna war nur innig zufrieden, daß Einhart arglos und voll frohen Arbeitssinnes ungestört vorwärts lebte. Um so mehr wünschte sie also jetzt

ins Freie hinaus, ins Landleben. „Meinetwegen ins Gebirge, noch besser an die See!"

So waren Einhart und Johanna bald mit Packen und Malwerkzeugen nach dem Norden zu abgereist und hatten auch einsam und gut, nach dem Rate Poncets, eine friedsame Sommerherrlichkeit ausgefunden.

Das Häuschen, worin sie Wohnung nahmen, lag mit seinem breiten Strohdach nahe einem alten Eichenwalde, ein kleines, gemächliches Fischerhaus mit vier ungewöhnlich großen und hohen Fenstern nach vorn. Um die Haustür und um das hölzerne, hohe Gartentor hingen Rosenranken, die eben ergrünten. Ringsherum dehnten sich Wiesen, von Sauerampfer blühend und glühend, deren schlanke, zitternde Pracht sich reichlich zwischen roten Nelken, Glockenblumen und Kamillen in die flüsternden Lüfte aufhob. In der Ferne strich der Wind das junge, grüne Korn der weiten Felder, wenn Johanna am Morgen die Fenster frei auftat. Dorther blinkten hinter Hecken und maigrünem Buschlaub die Silberflecken der spiegelnden Scheiben eines vornehmen Landsitzes mit Gutsgebäuden zu beiden Seiten.

Dorther kam täglich nun den ganzen Sommer lang auch Johannas Freude.

Johanna war jetzt losgebunden wie ein Vogel, ohne Pflicht, so recht hineingestellt in die lichte, freie, blühende und reifende Welt. Wenn die Herde Mutterschafe und die Lämmchen sich aus dem Tor der entfernten Gehöfte ergoß und in einer Wolke Staub näher und näher herankam, stand sie, alles vergessend, und harrte mit einem wahren Jubellachen, das Einhart viele Male heimlich entzückte.

Johanna hielt dann schon ewig Büschel Blumen in ihren Händen, der Herde entgegen laufend, um sie den Lämmchen zum schrobenden Fraße anzubieten.

Der alte Hirte, der einen verschmutzten Pelzflausch trug, war gegen Johanna äußerst scharmant. Er hätte ihr den ganzen Tag Geschichten vom guten Lämmchen erzählen wollen. Er wußte Schmeicheleien von ihrer Lieblichkeit und von ihren großen Augen, die wie schwarze Stiefmutterblumen im Schloßgarten wären, wohl anzubringen.

Und Johanna stand ganze Morgen lang auf der weiten Blumenwiese unter den blökenden, grauen Mutterschafen und den wolligen Lämmern im Licht,

hob sich die kleinen Schreihälse zärtlich auf den Schoß, oder vergnügte sich, ein zutunliches Lieblingslämmchen im Arme zu halten und an ihrer Brust zu wärmen. Wie eine frohe Heilige im Garten Gottes, verloren für sich in die Lüfte lachend.

Der weiße, zottige Spitz räsonnierte von Zeit zu Zeit und schoß um die lässigen Wolltiere. Unterdessen Schäfer und Lüfte und Düfte, die Wolken im blauen Himmel und die Augen der Lämmer und der Schafe, und auch Johannas Blicke arglos und wohlig und eintönig verwehend über die Weide tändelten. Das waren Johannas Feierstunden jetzt am Morgen.

Aber Einhart war in dieser Zeit leidenschaftliche Arbeit an Ecken und Enden. Einhart war dann gewöhnlich gleich nach dem Frühstück einsam gegen den Strand hin gegangen. Er besah sich jetzt die Erde neu von allen Seiten. Schon durch den Streifen Eichwald, der die Blumenwiesen vom Meere trennte, wanderte er mit wahrer Spannung. Er genoß entzückt den lautlosen Eintritt in die hohen, einsamen Wipfelwölbungen, um deren Tragesäulen Schmetterlinge taumelten, und Hummeln eilig vorüberbrummten. Er sah an jedem Stamme empor, wo eine Eichkatze die Rinde reißend hinauf=

huschte, oder ein schmetzender Vogel unsichtbar seine Liebesmelodie tirilierte. Er horchte dem Spechtpochen und verfolgte den seltsamen Schwung seines Fluges, wenn er ihn absichtslos verscheucht hatte. Und sah ihn noch lange rüstig hintauchen zwischen den Schatten der Wölbung. Er begegnete Hirsch und Hinde. Der Hirsch, mit dem Blick eines Ernsten, Erstaunten, der plötzlich aus dem Dickicht herausbrechend, in gereckter Gestalt vor ihm stand, lange unerschüttert äugend, zwei Tiere und ein Junges scheu zur Seite hinter sich.

Daß auch Einhart gleich völlig erstarrte.

Daß die Blicke beider, Einharts und des reich gehörnten, mächtigen Waldkönigs sich fest ansahen und immer noch hielten. Bis das erstaunte Tier, seine Gabelung vehement in den Nacken werfend, um seine Flanken zu schützen, ebenso plötzlich mit königlichem Sprunge gegen die Waldwirrnis sprang und den Seinen mit dem Geweih wie mit einer Pflugschar durch Ast und Dorne den Weg fegend' unter erstaunlich flüchtigem Zerkrachen und Zerbrechen von Buschwerk verschwand.

Einharts Leben war jetzt ganz innerlich und froh erfüllt, wie das Leben des Vogels im Schatten-

wipfel oder das Leben der Woge im Meer. Der Strand breitete sich hellblendend, wenn Einhart die letzte Eiche des Waldgürtels zurückgelassen. Er stapfte tief im Sande auf den hellen Dünenhügel. Auf dessen leichter Höhe zitterten die Strandgräser. Dort lag vor ihm das weite, schäumende Meer ausgebreitet. Im Sande halbvergraben lag ein verfallenes Boot. Weit und breit war keine Menschenspur sichtbar. Hoch im Sonnenraum hing oder kreiste ein Seeadler einsame Runden, dann und wann einen kreischenden Wecklaut herniedergebend. Die glasigen Wogen hatten Schäume weit hinaus. Aus Nordosten flatterte der Meerwind. Und am Strande schlürften die Fluten breit heran, sich leise überstürzend immer und zurücksaugend, rieselnd und zerschäumend und neu zusammenrinnend. Immer wieder. Immer wieder. So weit der Blick Einharts an dem weiten Bogen des flachen Seestrandes sich verlor.

Wenn die Mittagsonne warm schien, hockte Einhart gewöhnlich auf einem Waldfelsen über dem Strande, auf den er vom Meere aus zurückgegangen. Einhart liebte den Ausblick von oben, den frohhebenden Eindruck der Wogenwelt aus der Höhe.

Von dort aus konnte er Johanna kommen sehen. Das galt Einhart eine Heiterkeit ohne Ende, wenn die verabredete Stunde heran war. Er hatte den Morgen lang beobachtet, skizziert, oder auch Malarbeit in Studien getan. Durch die silbernen Stämme von einigen Buchen dämmerte schon Johannas flatternde, lichte Gestalt. Sie ging in losen Battisten und hielt einen Schal um die Schultern, der im Laufthauch winkte und wehte. Sie lachte von ferne, wie ein Specht lacht zwischen den Stämmen. Hören hätte es Einhart kaum können. Meerrauschen füllte mit ewigem Überstürzen und Branden, mit genug Lärm die sonnenlichte Strandeinsamkeit.

Aber Einhart sah es klingen in Johannas Augen. Johannas Augen sahen groß aus Dunkel her. Ihre sanfte, schlanke Lieblichkeit, so eilfertig heranstrebend, schien nicht anders, als zuzugehören zu dieser blendenden Dünenwelt zwischen Meerflutschäumen und Waldeswehen. Auch Einharts Blutwelle pulsierte dann singend, als wäre er die Seele dieser einsamen Welt von Dünen, von Wald, Felsen und Wogen.

Dann waren die Flatterwinde still. Die leichten Kleider warfen sie in den weißen Meersand. Johannas lieblicher, rosiger Leib enthob sich den letzten

Hüllen. Sie sprang mit anmutigem Gezeter alsogleich in die heranstürzenden Wogenschäume. Sie kreischte lieblich. Sie fiel von der Kraft der Wasserstürze gestoßen und tauchte nieder unter die Flut. Da konnte auch Einhart aufjauchzen derart, als hätte er plötzlich die Stimme eines alten Tritonen, so voll. Da konnte er in die hohlen Hände trompeten, als ob er in eine Muschel dumpf tutend hineinblies. Da konnte er hinter der ängstlich kreischenden Johanna drein in den flachen Wellen schaumsprühend springen, mit vollen Händen Diamanten in Sonne und Lüfte und über Johanna unbarmherzig schöpfend und sprühend. Daß der Seeadler neu aus der Ferne heranstrich, fühlbar erregt hoch über ihnen seine Kreise ziehend, und dann und wann wie im Zorn niederstoßend. Als wenn er jetzt dächte, daß weiße, große Meerwesen aus ihren Wasserpalästen in der Tiefe aufgetaucht, die sich dreimal selig vergnügten im strahlenden Licht.

Dann lagen die beiden lange noch im heißen Sande. Einhart war auf die Idee gekommen, Johanna tiefer und tiefer einzugraben. Sie sah allmählich aus wie eine neckische Sphinx. Kopf und Schultern und Brust hatte er freigelassen. Es waren

lauter törichte Spiele, die ihnen wohl Appetit machten, daß sie dann endlich durch den Wald eilig zurückgingen, Hand in Hand und lachend wie Kinder.

Und auch beim Mittagsmahle konnten sie nicht genug immer wieder alles sich erzählen, was ein jeder doch wußte, weil er es eben erst erlebt hatte.

Aber so ist ein Schatz auch das Erzählen von glücklichen Dingen. Es gibt einen Hauch wieder, wenn das Glück verloren ist, und das Glück hier erneuerte sich jeden Tag und jeden Tag den ganzen Sommer lang.

Nie war Johanna freier gewesen im ganzen Leben. Ihre Seele war wie eine Blumenwiese so reich bestellt und wie eine Meereswelle eilig. An Poncet dachte sie nie. Oder geradezu mit Ärger jetzt, wo sie Einhart so in Übermut um sich hatte und in wahrer, freier Sommerfreude.

Und Einhart hing leidenschaftlich an der wachsenden Ernte seiner Sommerarbeit, aber jetzt auch voll an dem Taumel, Johannas Schönheit allenthalben in Wald oder Wellen anzustaunen und sein zu fühlen.

11

Einhart hatte ein paarmal an Doktor Poncet geschrieben, er möchte kommen. Aber Johanna war es sehr recht, daß trotz Poncets Zusagen den ganzen Sommer nichts daraus geworden war. Wie der Herbst kam, waren sie also in die Stadt zurückgegangen und kamen braungebrannt, robust auch ordentlich Johanna, in die alten Verhältnisse zurück. Das Leben am Meer hatte Johanna vollkommen in die einige Sicherheit zu Einhart eingewöhnt. Daß auch der Winter nur weiter ein tätiges, ruhiges, launiges Leben, und nichts anderes, hinging.

Poncet kam oft. Aber wenn Johanna jetzt eine Empfindung für ihn hatte, so war es die, ihn vor sich selber schützen zu wollen. Weil sie selbst sich in dieser ersten Zeit durchaus nicht mehr bedroht dünkte. Außerdem war Poncets Leben offenbar auch heiterer geworden. Poncet hatte eine große Herbstreise nach Amerika und Spanien gemacht. Er war danach auch in allerlei Arbeiten leidenschaftlich hineingeraten. Man hatte also allerseits die Hände voll zu tun, und Kopf und Herz, den ganzen Winter lang. Daß die nächste Frühlingsausstellung heran-

kam, so schien es, als hätten die Werke einfach die Zeit eingesogen.

Die Ausstellung enthielt ein paar große Phantasiestücke von Einhart.

Als Einhart in den Ausstellungssälen zum ersten Male herumging, Johanna mit einem blumigen Frühlingshut eigenster, freier Erfindung neben ihm, sahen ihn, den Zigeuner-Grandseigneur in Zylinder, und sie, diese kleine, wippende Dame mit hoher Krempe und viel Schleier, wie eine Herzogin von Goya so zierlich und so schnippisch, die vornehmen Besucher der Eröffnungsfeier alle mit sonderlicher Neugier und mit absichtlosem, heimlich lauschenden Umprüfen und Umwandeln an. Weil sie wohl von ferne ahnten, daß die luftige, launige Windsbraut von Seele hinter dem feinen, duftigen Stoff- und Schleierwerke, das sie jetzt licht und lose hüllte, einmal hüllenlos in die Bilder an den Wänden, die von Einhart irgendwo hingen, so recht eine kichernde Eva hineingesprungen.

Auch Doktor Poncet war oft dabei, wenn sie in der Ausstellung herumgingen. Poncet im beginnenden Frühling schon wieder heimlich gequält immer um Johanna.

Aber Johanna hielt sich nur an Einhart. Johanna war das anmutig liebende Leben selber, so dienstwillig und zutunlich, wenn es um Einhart ging. Und Poncet desgleichen. Poncet war ganz und gar nur zu Einhart der liebende Freund, der den andern voll gewähren läßt.

Und Einhart war ein Narr, wie schon als Junge, wie immer bis ans Ende vielleicht, eingesponnen in allerhand eigene Schau und in die Froheit seiner Gesichte. Er ahnte ganz und gar nichts, daß mi dem neuen Sommer auch neu leise Unruhen in Johanna aufzutauchen begannen. Er ahnte ganz und gar nichts, daß Johannas sanftes Blicken nur erst wie zufällig noch, aber nicht gleichgültig mehr, über die wachsenden Versunkenheiten des verachtenden, bleichen Poncet hinglitten.

Einhart war unter der kindlichen Freiheit Johannas noch vollends wieder zum Traumnarren geworden. Er hatte jetzt gar keine Leidenschaft ans Leben, als die Ergreifung dessen, was sich als Gehalt und Gestalt aus ihm gebar. Das Hinauswachsen im Werk galt ihm alles. Das sonstige Leben nahm er lachend als Zier und Laune, die sich um seine Kunstarbeit froh herumrankte.

Bei Doktor Poncet verhielt sich das ganz anders. Poncets Leben war auch durchaus nur ringende Arbeit.

„Aber was kommt dabei heraus für mich?" sagte er oft verbittert.

Es war kein Verklären und Finden von sich selber, und von dem, was ihm die Stunde je gewesen. Poncet hatte allerlei hinausgegeben. Aber der Wind hatte die Früchte noch immer fortgeführt auf Nimmerwiedersehen. Er lag ewig im Streite mit sich und im Harme um sich. Er sehnte sich beständig, etwas vom eigenen Leben zu greifen, geläutert, wie die Kunst es zu dauerndem Genusse darbringt.

Und Poncet sah das Glück und den Glanz, die Einhart um sich und Johanna wob. Und wahrhaftig, Johanna wuchs jetzt noch mehr zu einem Wunder der Verklärung auch vor seinen Augen. Poncet konnte in diesen ganzen Frühlingsmonaten nur noch nagen und sinnen, wie er aus einem leidenschaftlichen, schwelenden Zwange nach ihr zur Ruhe käme?

Aber Johanna war innerlich bestimmt dawider gewesen, daß man ein gemeinsames Ziel für den Sommeraufenthalt fände. Und Einhart und Jo

hanna hatten also, wie das Jahr vorher, mit genug ausfüllender Arbeit und frohen Launen allein oben am Meere gesessen.

In den letzten Augusttagen kam dann doch Poncet nach. Es war eine sehr warme Zeit. Das Wasser des Meeres lag fast immer spiegelblank, wie eine weite, silberne Scheibe, über die die feinen Unruhen des Lichtes und des Windhauchs in lieblichem Wellengekräusel hinstrichen.

Johanna war ein wenig erschrocken gleich, als Poncet kam. Es hatte ihn von daheim fortgetrieben. Es hatte Zerwürfnisse gegeben. Aber Einhart freute sich. Poncet war unerwartet gekommen. Er kam sanft und entschuldigend, fast ein wenig demütig gegen Einhart.

Und die ersten Abende saß man gemeinsam auf dem verbleichenden Dünenhügel am Strande. Man sah zu, wie die Dämmerungen über die leuchtenden Wellen hereinsanken, wie durchsichtige Flöre. Man sah, ohne in Minuten Worte zu wechseln, verloren in den nachtlichtenden Nordschein.

Und wenn Einhart am Tage malen ging und erhaschen der Welt auf seine Weise, blieb Poncet in gelehrter Arbeit in der Stube im Fischerhause

zurück. Da war Johanna in kleinen Betriebsamkeiten oder in dem launigen Leben in Wald und auf den Wiesen dann für sich festgehalten.

Johanna mied es noch immer, mit Poncet allein zusammen zu sein.

Aber das Kindstum von früher war in ihr jetzt doch heimlich ganz eingeschlafen. Wenn sie mit dem Hirten unter den Schafen plaudernd stand, sah sie viele Male neugierig nach der Richtung aus, woher Poncet kommen konnte. Poncets überlegene, verachtende Männlichkeit lockte sie sehr. Poncet, der auch Ruhm hatte. Mehr wie Einhart. Der jetzt einer der Ersten zu gelten begonnen. Wo Einhart noch immer den Massen nichts bedeutete, die über seine Bilder nach wie vor Glossen machten. Auch die meisten Kritiker noch, die an das Durchschnittliche gewöhnt, nie die leidenschaftliche Inbrunst der Seele nach dem eigensten, erlesenen Glücke erfahren haben. So geschah es, daß bald in dem Zusammensein der beiden mit Poncet allerlei Verstecken aufkam.

Poncet stand schließlich mit Johanna schon manchmal am Morgen im Lichte auf der Kleestoppel unter den Schafen, aber nur neckisch und kindlich scherzend noch immer.

Dann war doch einmal ein Abend gekommen, der ganz anders war.

Schon der Tag war schwül gewesen. Gegen Abend war in dräuendem Zuge vom Lande her ein Gewitter, Sturmvögel kreischend voran, mit grellen Blitzen und wildem Erdröhnen ins Meer hinausgezogen. Dann lag der Himmel, als die Nacht begann, wieder wundersam reingefegt und glänzte aus Mitternacht her blutrot nach.

Es war gegen acht.

Einhart hatte gleich versucht, von den auserlesenen Farbenspielen der sich enthüllenden Nachtwelt und ihren langsam erglühenden, perlmutternen, finsteren Tinten einiges auf Studienblätter einzufangen. Er war deshalb auf der Höhe, nahe dem bekannten Felsen, sitzen geblieben.

Johanna, die mit Einhart allein am Meeresstrande gewandert war, lockte es heimlich zum Meere zurück. Deshalb war sie von dem Felsen lautlos die Schlucht im Sande, ein wenig tastend, hinabgeglitten und stapfte staunend und geblendet in der unerhörten, aus sich leuchtenden Düsterpracht von Himmel und Meer und Dünenstrand.

Der Dünenhügel, über den sie schritt, ragte körper-

lich groß und schaurig vereinsamt im fahlen Nacht-dämmer.

Das Meer in der Ferne wogte blutrot in grellem Himmelswiederschein.

Der Himmel darüber dunkel gewölbt, ganz doch ätherklar.

Johanna hatte lange ohne Hut und mit nackten Füßen, weil sie bei Einhart Hut und Schuhe und Strümpfe hatte liegen lassen, einsam auf dem Hügel gestanden und trat nur zögernd Schritt um Schritt, in einem unbestimmten, hungernden Verlangen, den Schaumspielen am Strande näher und näher.

Aber wie sie so einsam erstarrt aufragte dicht am Wasser aus dem Meersand, das brennende Auge weit hinausgebannt, schienen die stürzenden, spielenden, schäumenden Purpurfluten immer düsterer und düsterer heranzudrängen.

Das lebendige, treibende Meer däuchte sich immer gewaltiger aufzutürmen.

Unermessene Körpermacht gewinnend, wuchs es düster empor, wie ein grausig sich nahendes Ungetüm.

Zwischen den glühen Purpurflecken gebaren sich,

ewig neu dem Blicke, höllische, blaue Dunkelheiten, wie schaurige Gründe, die sie bedrohten.

Draußen in der fernen Dämmerwelt wälzten sich tausend Gewalten in wildem Begehren. Und tausend Gewalten schienen aus Düsternis herzudrängen vom fernsten Meersaum in rasender Eile.

Aufrauschend sich hebend und in Schäumen zerberstend, spielten die Wogen wie bleiche Geister um einen Felsblock, der näher aus den Fluten sich hob.

Und in Johanna brachen ganz langsam die Halte zusammen. Als wenn sich in ihrem Herzen Stützen zerlösten und in dem finsteren Reichtum der drohend lebendigen Meernacht versänken.

Die Wogen zu ihren Füßen schlürften und schlüpften schon um sie, wie wenn tastende Wesen nach ihr griffen.

Die Wogen jagten und schäumten heran. Aber sie rannen unversehens noch einmal zurück, die Angst entlastend und wieder noch eine Minute Zeit gewährend.

In Johanna zuckte die Bedrohung in jeder Fiber. Das Spiel war um sie höllischer und höllischer geworden. Es hatte sie ein Frostschauer plötzlich durchrieselt. In dieser menschenfernen, erstorbenen,

purpurglühenden Einsamkeit stand sie allein. In dieser menschenfernen, erstorbenen, purpurblendenden Einsamkeit däuchten jetzt unzählige Blutzungen plötzlich sinnbetörend nach ihrem Kleidsaume zu lecken.

Mit grausiger Gewalt fing es an züngelnd und lechzend nahe zu wachsen. Die Blutzungen rings um sie leckten und schlürften und schlüpften schon nach ihren nackten Füßen, furchtbar begehrlich. Als wenn ein gewaltiger, unerbittlicher Riese nach ihr sich mit unentrinnbarer Sehnsucht zu sehnen begonnen.

Da hatte Johanna sich endlich nach Hilfe umgesehen. Da hatte sie sich noch einmal mit aller Gewalt gehalten, weil der Himmel darüber mit seiner sanften Rosenröte noch einmal flüchtig Trost gegeben. Da ging auch schon ein heiserer Schrei aus ihr aus in die nächtliche Meerwelt, wie Möven schrill und flüchtig rufen. Da hatte sie auch schon jemand von rückwärts schützend angerührt. Da hielt sie längst jemand sicher in seinen Armen. Da preßte jemand sie an sich, und preßte seinen heißen Mund auf ihre bebenden, zuckenden Lippen.

Johanna log sich vor, daß es Einhart wäre. Sie gab sich ganz hin. Leidenschaftlich. Sie wußte

es längst, daß sie es nun voll genoß. Sie wehrte sich nicht. Der Schrecken hatte ihre Seele ohnmächtig gemacht und innig brünstig nach einer Kraft, die sie hielte. Und die Kraft war gekommen. Die Kraft hielt sie jetzt ehern gebannt, daß Minute um Minute lautlos zerrann.

Einhart saß noch immer auf dem Felsen, um die farbige Düsterwelt einzusaugen. Er kam erst spät zum Strande, als alle Farben verblichen waren. Das Meer lag jetzt graudunkel unter einem bleichblauen Nachtschein.

Da kamen ihm Poncet und Johanna laut sprechend entgegen.

„Oh, das hättest du sehen sollen," rief sie neckend, schon von ferne. „Einen furchtbaren Schrecken habe ich ausgestanden," sagte sie richtig im Übermut. „Und wenn Poncet nicht kam," erzählte sie dann in allem Ernste, „hätte ich eine Ohnmacht bekommen, wie in dieser Nacht das Meer furchtbar aussah!"

Poncet erzählte sehr gewichtig, daß das Gefühl Johannas, in solchem nächtigen Glutdunkel dem Wogenspiel und dem Himmel mutterseelenallein gegenüber zu stehen, die Seele völlig erschüttern kann, und daß es sich dabei wohl um das gehandelt

haben möchte, was die Alten einen „panischen Schrecken" nannten.

„Pan lechzte und züngelte mit tausend Blutzungen nach mir, als wenn die ganze Nachtwelt ein gräuliches Gespenst wäre," sagte Johanna ganz eingesponnen neu in den Schreck.

„Ich habe genau den Eindruck auch aufgefaßt," sagte Einhart zufrieden lächelnd, „und werde das einmal malen."

„Denkt ihr denn, ich wäre umsonst so lange dort oben sitzen geblieben und hätte wie ein Felsen so starr in die seltsamen Verwandlungen hineingeblickt, wenn es mir nicht darum zu tun gewesen?" sagte er noch arglos.

12

Sonderbare Menschen, die in den jungen Tagen im eigenen, summenden Blute es aus tausend Seligkeiten erhören, aber sobald das Leben mit seinen Erfüllungen begonnen, Schritt um Schritt scheu zurückweichen. Und die dann ewig stehen, den Blick in die Ferne, gar nicht mehr bereit, das Leben und seine Erfüllungen hinzunehmen, anders, als mit bitterer Verachtung. Und die immer neu zum Leben in plötzlichem Lustflackern sich hinwenden, immer tiefer enttäuscht und immer herrischer erregt gegen den Trug aller Trüge.

Solche Menschen sind wie heiße Glutstätten, in denen innige Brände doch nur schwelen, solange keine leichte, frohe Hand ihre Feuer beschwört und ihre Asche lockert. Und aus denen es, wenn eine hohe, liebende, sanfte Frau zur Opferstätte solchen heimlichen Erharrens getreten, emporbrennt wie ein Blühen. Der Harm ist zerstoben, wie noch ein wenig Rauch unter Flammen und Funken. Eine neue Jugend, scheint es, blüht. Eine köstliche Fülle reiner, stolzer, lodernder Feuertriebe wähnt sich das kranke Herz dem weihenden Blicke offen.

In solcher Menschen Tiefgrund klingt ewig die

Mythe von der Erlösung durch die Liebe. In jede neue Phase ihrer Weltverachtung nehmen sie diese einzige, sichere Verheißung mit, träumen immer neu den großen Traum, erharren und erhoffen neue Entfaltung. Denn jedes Menschengemüt auch, wie der Rosenstock und die Feuersglut entzückt sich im Entfalten und sich Darbieten. Und nie sind größere, letzte Erfüllungen, als sich weit und frei auftun und sich hingeben dürfen von Seele zu Seele.

„Aber vielleicht ist das im Truge „Leben" der letzte, tiefste Trug!" sagte oft Poncet.

Mit solchem Zweifel in der Seele ist es nicht gut, einem andern Freund sein. Flüchtig sind die goldenen Fäden, in denen Baum und Früchte am Sommerende eingesponnen. Sie zerreißen leicht vom leisen Windhauch. Die goldenen Blätter, vom Lebenszweifel unversehens gelockert, wehen hin. Es gibt kahles Land und astkahle Bäume, vom Winde zerweht, und kahle Seelen von der Verachtung verarmt. Und immer ferner verklingt solchen Seelen das sanfte, heilende Wunder.

„Auch das Weib ist nur eine Verheißung, die sich selbst zum Truge geboren," sagte Doktor Poncet. „Und unter jeder Herzflamme, von Himmelsbränden

voll, lauert der leere, finstere Abgrund, lauert die Zeit, und lauert das Sich-selbst-entführt-werden, wie Blatt um Blatt der Baumkrone im Winde."

Doktor Poncet war immer zernagt nach dem Weibe. Er war als Jüngling ein Menschensüchtiger gewesen. Er hatte überall hin mit Schwärmerblick neue Glückslehren gebracht. Er hatte auch, wie alle großen Schwärmer eine Zeit wähnen, es einmal ganz gefunden geglaubt. Er hatte das Leben nur zu sehr geliebt, wie er es noch träumte. Und Schritt um Schritt hatte das Wirkliche gegen ihn gestritten.

Wenn man ihn genauer hätte einsehen können, das heiße, heimliche Erlebnis seiner Seele seit Jugendbeginn, so hätte man einen weiten Traumgarten gesehen, worin der Wolf Wirklichkeit immer neu alle Blumen geknickt und alle Bäume umgebrochen.

Die Leidenschaft war immer heiß gewesen. Ein Weib berühren, galt schon dem Jüngling als verzehrendes Leiden. Allmählich hatte er die Liebe und alles Ding in der Welt käuflich und zur Gewohnheit und Notdurft erniedrigt gesehen. Er hatte sich

immer wieder in unbegreiflichem Zwange hingeworfen. Die Gewohnheit Ehe, die Gewohnheit Kinderliebe, die allzu reiche Fülle Wiederkehr auf allen Wegen, daß auch die Leidenschaft, die sich ein höchstes Wunder wähnte, sich an Ecken und Enden profan gebärdete, daß das entzückteste Preisen der Seele nur Worte, nicht Wahrheit, nur Flucht, keine Dauer darstellte, das hatte er längst in sich genommen und trug mit solchem entweihenden Grundakkorde sein armes Leben.

Und immer wieder war für ihn doch neu die Rätselblume des Hungers nach dem Weibe vor sein Auge emporgesproßt. Er mußte jetzt Johanna zu sich locken. Er mußte neu an die Erfüllungen glauben. Er fühlte es wieder wie eine Erlösung. Es däuchte ein ehernes Gesetz. Unentrinnbar. Er mußte.

Und Doktor Poncet war ein zersetzender Liebhaber. Als der Winter in der Stadt dahinfloß, fühlte sich Johanna ganz verstrickt.

Einhart liebte Johanna mit sanfter Güte. Er hing an allen ihren Handreichungen. Er liebte ihre junge, frohe Gestalt. Er hatte jeden Zug ihres Wesens in seinen Bildern licht gemacht. In ihm

ruhte sozusagen und wuchs das Bild, das sie sich selber geworden war.

Der Mensch selber weiß so wenig, was er an sich darbietet. Und unversehens kommt einer herzu, der ein Lied zur Dauer aus ihm anspinnt. Da hört sich die Seele plötzlich klingen und will es kaum glauben, daß so das Lied des eigenen Lebens hallt.

Johanna ging wirklich ganz im Wundergewande, das Einharts Reichtum ihr wie einen Zaubermantel umgewoben. Aber um so mehr lockte sie jetzt der verzehrte Glutblick des „armen Heinrich."

So geschah es, daß Johanna das Blut glühen fühlte, wenn sie den arglosen Einhart mit Poncet zusammen sah. Poncet kam jetzt auch, wenn Einhart nicht daheim war. Man besprach sich heimlich und traf sich heimlich. Poncets Liebe war hart. Seine Illusionen waren flüchtig. Es griff das Gerippe des matten Unglaubens gar zu hart durch das weiche Fleisch seiner Begehrung. Er hatte es oft in den Fingern zucken wie herrische, böse Laune, sobald die Phantasmagorie, die sein Begehren geweckt, in der Erfüllung untergesunken. Aber je jäher die Härte seines Wesens und seiner Ent-

täuschung aufquoll, desto jäher und süchtiger wurde ihm Johannas Wesen untertan.

Die Liebe Einharts war eine zärtliche, sanfte, frische Weise. Grade in Einharts Wesen lag Liebe und Begehren wie Heiterkeit. Auch im Rausche der Sinne spielten die Genien um das Lager zweier Liebenden. Jetzt in den Wintermonaten in den heimlichen Beziehungen zu Poncet gewann Johanna einen Zug fremder Schicksalshärte in ihren Blick.

Einhart begann ihre Seele langsam durch zu schauen. Zuerst hatte er Johanna noch in arglosem Scherz mit einem Satan im Hintergrunde gemalt. Und auch, daß er sie als eine junge Hexe im Morgengrauen fortgeführt, hatte seine Seele noch ganz ohne Wissen, gleichsam im Traumspiel vorweg getan.

Johanna verwahrte sich gleich dagegen. Sie fand die Bilder abscheulich. Sie hing sich an ihn und weinte einmal, und mochte gar nicht sprechen. Sie war sich heimlich wie erraten vorgekommen. Obwohl Einhart ganz und gar nichts wissen konnte. Denn alles war noch immer völlig geheim gewesen, was Poncet betraf. Aber diese feinen, schauenden Wesen, die das Denken gar

nicht brauchen, um die treibenden Mächte auszuspüren!

Einharts beginnende Wissenschaft scheute gleich vor allem offenen Ausdruck zurück. Wie er zu erkennen begann, bekam er auch nur seltsame Linien der Vernichtung in seine gelbgrauen, hageren Backen. Und der Blick seines Auges glomm in Erstaunen.

Johanna kam immer zu ihm mit Demut wie Liebe. Sie schien ihm manchmal, wie etwas abzubitten. Aber er hätte zuerst und noch lange seinem Mißtrauen keinen Raum in sich, nun gar Worte geben mögen. Auch zu Poncet blieb er immer gleich freundlich. Daß der ganze Winter ungestört hinging.

Erst einmal gegen den Frühling kam es zu einem wirklichen Erschrecken. Daß die Gewißheit Einhart gleich wie eine Kralle anfaßte. Johanna war schon in sonderlicher, verschleiernder, erregter Demut und in nicht weniger flatternder Frühlingspracht mit irgend einer sehr plausiblen Absicht, Einkäufe oder dergleichen zu tun, ausgegangen. Sie war, den Hut frischer Syringen von goldenen Stäbchen gehalten über breiten Dunkelscheiteln, zu Einhart getreten mit zärtlichem Auge, das nur ein wenig noch un-

sicher nebenher sich zu schaffen gemacht, und hatte dann in einer innigen Anwandlung Einhart plötzlich leidenschaftlich auf den Mund geküßt, was sie aus freien Stücken noch nie getan.

Einhart durchfuhr es gleich sonderbar. Aber er hatte, versunken in die Pinselstriche für die große Tafel, die er für das Speisezimmer der Gräfin Schleh eben vollendete, die Sache doch noch einmal vergessen.

Da war der Abend herangekommen, wo sich Johanna noch immer nicht einfand. Und auch Poncet, der um diese Zeit gewöhnlich kam, war ausgeblieben.

Einhart lebte es plötzlich sicher und mit dem ganzen Wesen, was sich jetzt im Grunde der Seelen zugetragen. Jetzt zum ersten Male schoß auch Entschluß und Wille auf.

Er hatte sich im Dämmer in seinen Gesellschaftsrock geworfen und hatte die klare Absicht, in eine fremde Gesellschaft zu gehen. Da kam Poncet, bleich, offensichtlich verlegen, erregt die Treppe empor und trat ein. Einhart war stumm und scheu. Poncet redete zuerst auch nicht. Er wagte auch nicht, nach Johanna zu fragen. Wie er es doch tat, nachdem er sich das große Bild Einharts lange

stumm angesehen, gab Einhart eine harte Antwort.

„Du wirst es besser wissen, als ich!" sagte er nur, während er sich an dem einsamen Lichte seine Zigarette anglomm, ehe er das Licht rücksichtslos löschte. Es war eine sehr peinliche Pause, die Einhart und Poncet, beiden gleich, einen heißen Schmerz im Blute zum Aufbrennen brachte.

Sie waren dann schweigend die Treppe hinuntergegangen, weil Einhart gewissermaßen sich ganz ohne Anwesenheit Poncets zu fühlen schien und seinem Vorhaben wie allein nachging.

Einhart wollte um keinen Preis, daß jetzt noch gar Johanna dazu sich fände.

So schritten sie stumm nebeneinander einige Straßen lang, bis Einhart mit flüchtigem Gruß in das Treppenhaus der Gräfin Schleh verschwand. Er wünschte jetzt durchaus nur mit dem Rauch einer feinen Zigarette und dem sanften Geplauder der alten, feinsinnigen, gütigen Frau am Kaminfeuer eine Stunde lang sich aus den Trümmern seiner zerbrochenen Zutraulichkeit zu sich zu finden.

Wie er dann heimkam um Mitternacht, lag Johanna schon im Bett. Sie wagte nicht, ihre Augen

aufzutun. Tat nur, als wenn sie fest eingeschlafen und sah scheu und zärtlich durch die blinzelnden Lider zu Einhart hin, der, die kleine Kerze in der Hand haltend, im Zimmer sich noch eine Weile zu tun machte.

Einhart schien ein wenig eingesunken fast. Demütig ging dann und wann ein Lächeln aus seinen beglänzten Blicken.

Einhart konnte noch immer lächeln, wenn er nagende Schmerzen hatte. Und auch wenn er sich recht aus der Tiefe selber sonderbar dünkte.

13

Johanna erwachte spät. Einhart stand bereits vor der Staffelei und malte versunken und mit einem Blick voll demütiger Tiefe. Johanna erkannte an allem, daß seit gestern eine völlige Verwandlung mit ihm vorgegangen. Sie hatte das Feingefühl, was aus der stummen Geste der Dinge mehr erhört, wie aus Worten. Wie es manche Frauen haben und auch manche Tiere. Sie wissen ohne weiteres und unmittelbar, was die Glocke geschlagen hat. Johanna begriff also plötzlich mehr, als ihr lieb war. Sie war ein sehr zartes Geschöpf voll sanfter Anmut. Die Eulenaugen waren noch immer groß und voll gütigen Staunens. Das kleine, schluchzende Lachen konnte nie aus der Rolle fallen.

Als Johanna die Augen aufgetan, hatte sie gleich gespannt zu Einhart hinübergeblickt. Und sie betrachtete ihn lange, ohne daß er es merkte. Seine Verlorenheit in die Arbeit fiel lautlos wie ein Schicksal über sie her.

Früher, wenn sie erwachte, hatte Einhart manchmal wohl, wenn es Frühling war, mit Scherz und Späßen vor ihrem Lager gestanden. Oft hatte

er sich dann schon eine Weile damit vertrieben, ihre schlafenden Mienen belustigt anzusehen. Oder bunte Blumen auf dem Kopfkissen um ihren dunklen Kopf auszubreiten und aufzubauen. Einmal hatte er sich ein Vergnügen daraus gemacht, ihren geschlossenen Augen einen großen Spiegel vorzuhalten, daß, wie sie die Augen auftat, sie sich selber zu eigener Verwirrung vor sich sah und einen Augenblick nicht recht ihre Lage begriff.

Das waren so Einharts Neckereien gewesen.

Einhart hatte so auch die drolligsten Skizzen von Johanna als Schlafende gemacht, Zeichnungen und in Farbe. Sie sah darauf ganz wunderlich aus. Die vollen Wimperkränze auf dem unteren Augenrand gaben ein solches Gefühl von Schattendunkel in die jungen, schmalen, im Schlafe eigenwilligen Züge, daß man eine wahre Spannung empfand, diese weichen Lider und schweren Wimpern sich heben zu sehen und die Seele sich auftun. Wie vor eine Knospe voll unbekannten Blumenlebens gestellt, die bald springen und das heilige Lebensgeheimnis verraten will.

Jetzt stand Einhart ganz vertieft vor seiner Arbeit und hatte keine drollige Miene zu ihr gewendet.

Sie sah an der Art seiner Haltung, daß in ihm nicht Freude, daß eine Last in seiner Seele war.

Johanna quälte ein furchtbares Gefühl. Sie lag und rührte sich nicht. Und weil auch Einhart seine Stellung in nichts änderte, ließ sie die Augen neu sich schließen und sank in Halbträume.

Es kam ihr plötzlich ein harter Schrecken an. Es däuchte ihr, doch noch wach, als wenn sie eine volle, reife Ähre aufragte, goldhell in den Sommerhimmel und voll Glanz. Aber der Himmel wurde eine drohende Finsternis. Und ein Fegewind, der heranbrauste, riß und zauste sie hin und her und vertrieb unbarmherzig Korn um Korn. Daß sie sich im Treiben der bedrohlichen Mächte dünner und dünner schien, ein ärmlicher Stab und endlich ein dürres Nichts.

Johanna hatte die Augen jetzt wieder fest geschlossen und war in das Nichts ganz hineingeschlafen.

Einhart trat zu ihrem Lager, von ihrem Sorgenatem angeweht und aus seiner Versunkenheit geweckt. Johanna hatte im Schlafe aufgeseufzt. Aber wie er sie jetzt lange zärtlich ansah, erwachte sie nicht, nur immer tiefer in Träume gebannt, die

ihr vieles sagten, was die Seele sich nicht frei eingesteht.

Da träumte ihr ein Traum, der wie eine Erstarrung über ihr stand. Es träumte ihr, daß man ihr das Gewand, die runden, vollen Flechten ums Haupt, ihr ganzes, reiches Schwarzhaar und ihre Jugendfülle und knospende Gestalt, daß man ihr alles genommen. Und daß sie irgendwo auf einem einsamen Hügel bar und bloß läge, mitten in einem einsamen Steingeröll. Nichts um sie, rein nichts. Nur ein unendlicher Horizont. Es war offenbar um sie ein Meer. Aber in einer ganz trostlosen Stummheit. Es war tief lautlos zum Hilferufen. Und Johanna wollte auch Hilfe rufen. Sie hatte schon gerufen, verhallend. Sie rief wieder, weil der Ruf erstickte. Und der Ruf hielt sich doch auch gleichsam in der Luft. Der Schrei war der Schrei der Stille selber geworden, der nun ewig in der Luft hing. Da begann sie die Angst immer mehr zu pressen. Denn auch die Wellen des Meeres schienen ganz starr.

Die lebendige Blutwelle der Schlafenden raste in Johannas Herzen so arg, daß sie sich umwälzte und neu zu stöhnen angefangen. Daß Einhart

wieder mit seiner ganzen Teilnahme an Menschen und Dingen zu ihr herantrat und sie ansah.

Aber Johanna erwachte nicht. Der Bann hielt sie wie mit Krallen. Sie war verödet. Es waren die Blumen und Träume von ihr genommen. So lebte sie es jetzt. Die schönen Kleider, in denen sie Einhart vor sich hingestellt, die Götterzeichen seiner Liebe und seiner Visionen, die waren längst abgefallen, weil sie verurteilt war. Es war noch immer niemand um sie. Es war noch auf demselben öden Dünenhügel. Sie war weit fort verschlagen. Sie *war* es gar nicht. Es war kein Leben. Nur lebloses Erstarrtsein. Nur bleiches Land. Nur vertrackte Gebilde von weißen Kieseln im bleichen, glühen Sonnenbrande. Brütende Launenspiele von einem ewigen Gestorbensein. Wie nur Knochen und bleiches Totengebein lag sie unter allerhand grinsenden Schädeln mitten auf dem Hügel. Das sengende Licht erstarrt. Die jagende Woge erstarrt. Der Schrei hing erstarrt in den Lüften, bleichend und ganz ohne Hoffnung.

„Ach! — — ach! — — ach!“

Johanna hatte die Augen jetzt wirklich aufgetan und sah in Einharts Blick und hing sich auch gleich

mit ihren nackten Armen an ihn. Denn Einhart hatte nicht mehr von der Stelle gekonnt, in seinem Verlangen, die Schlafende zu ergründen.

„Ach, mein Geliebter!“ flüsterte Johannas erschrockene Stimme, traumbenommen und sanft flehend, und sie hing sich an ihn, verworrenen Haares, aus der Bleiche ihres geängstigten Lebens so inbrünstig aufweinend, als wenn Einhart jetzt gekommen wäre, ihr die Zauber, die er um ihr kleines, lustiges Leben gewoben, wirklich herunterzureißen.

In Einhart war ein Kampf. Eine widerwillige Blutwelle ging in ihm, die seinen Blick zu ihr starr und weh machte.

„Sinne nicht!“ schluchzte Johanna hastig. Und sie hatte sogleich seinen Kopf an sich und an ihre weiche Brust gepreßt, indem sie Einhart mit aller Gewalt festhielt.

„Sinne nicht!“ flüsterte sie leidenschaftlich. „Es kann besser werden! Laß uns bald fortgehen!“ redete sie in Überstürzung von allerhand Bekenntnissen. „Auch du hast es mit verschuldet, selber,“ sagte sie weinend. „Du hast mir zuerst den Satan gezeigt, und meine Neugier geweckt. Und hast mich nie

zurückgehalten!" „Mir graust vor den harten Lüsten!" weinte sie kläglich. „Geliebter, ruf mich noch einmal zurück! hilf mir, hilf mir!" bat sie und rang sie. „Ich will wieder werden, was ich durch dich geworden war. Ich will meine Schönheit wieder haben! ich will meine Schönheit wieder haben!"

Einhart war so einfachen und schlichten Anschauens, daß er nie dachte, daß die verklärende Liebe der Seele des Andern wirklich eine Elle zusetzt und sie erhöht über alle, die von dem Geheimnis nichts wissen. Deshalb, wie Johannas Selbstanklage so über ihn herfiel, konnte er nichts als verlegene Güte sein. Er war sanft, wie Moses vor Gott. Er sah durchaus nicht heiter aus, obwohl er doch lächelte. Er wußte es jetzt, was es hieß, diese Verzweiflung. Auch in ihm blutete es. Auch in ihm wollte eine Stimme furchtbar aufschreien, wie der reißende Sturm, der Äste und Blätter tummelt. Es war nichts Ruhiges in ihm. Und doch streichelte seine Hand die weißen Hände und die weiße Stirn Johannas.

Einhart wußte: die Frühlinge der Seele kommen selten. Und wer kann sie halten? Er wußte, daß Johanna jetzt eine nackte Büßerin sich wand nach

einem ewig Verlorenen. Und er begann sanft und treu in sie hineinzutrösten mit leisen Worten und sie in seine Arme sanft einzustricken. Er begehrte auch nichts zu wissen weiter. Er redete nur ganz zum Besinnen. Er war so weit gekommen, in alles einzuwilligen.

„Wir gehen fort," sagte er. „Wir gehen ans Meer."

Er war, wie sie dann schon ruhiger erwogen und besprachen, in seiner Art und Sachlichkeit so töricht, gar den alten, lieben Ort neu in Aussicht zu nehmen.

„Nein, nein! um nichts in der Welt dahin zurück," brach Johanna, noch einmal ganz in die Erschütterung zurücksinkend, aus, „wo alles begonnen. Dort wird mich jeder Stein und jeder Ast treffen und schlagen. Alles wird mich erinnern und zermartern. Ich werde nicht mehr am Meere stehen können, wo der Bann mich blutig gegriffen." Der Gedanke daran brachte Johanna geradezu in einen Zornes-ausbruch und eine wahre, reißende Inbrunst, daß sie Einhart noch leidensvoller wieder beschwor, ihr zu vergeben, so daß ihre Versicherungen der Liebe kein Ende fanden.

14

Eigentlich müßten wir uns nach guter Mannesart schießen, mein lieber Poncet!" sagte Einhart lächelnd. „Aber Leidenschaften muß der Künstler wohl oder übel doch einmal anerkennen. Schließlich muß er davon leben," lachte er, „wenn sie einen unter Umständen auch verbrennen oder zerbrechen."

Einhart und Poncet besprachen sich mit Offenheit, erwogen das Sinnlose des Hasses oder auch nur Vorwurfs in ihrer Lage, und daß darin die Entscheidung Johannas allein der Sinn wäre, um den es sich handelte.

„Johanna hat sich entschieden," sagte Einhart zu Poncet, als er zuerst bei Poncet eintrat. Und er sagte es noch ein paarmal dann. Und als die beiden von Poncet begleitet am Bahnhofe eine Weile noch vor dem Kupee standen, wußten und fühlten es alle drei.

„Johanna hat sich entschieden."

So hatte auch Poncet in Gegenwart Einharts Johanna, die mit blassem, scheuem Gesicht vor ihm stand, die Hand zum Abschied gereicht.

Der Sommer am Meer verging wie ein hege=

richer Tag, den milchige Dünste trüben. Man sah nie das volle Licht. Trotzdem lebte man freundlich, ja froh, kann man sagen. Hoffnungen schwammen nicht wie weiße Schäfchen am Himmel. Die Heidehügel erinnerten an viel ernste Dinge. Aber die schliefen im Blute jetzt. Die Arbeit brachte Ruhe. Johanna war unglaublich sorglich für Einhart. Einhart empfand ihre Güte, und daß sie den Gram wollte vergessen machen.

Man hatte sich bei einem alten Kapitänspaar eingemietet. Vor dem Hausgarten ragte wieder ein verwittertes Holztor im Bogen. Darüber blühten auch hier Heckenrosen. Johanna konnte jetzt stundenlang einsam sitzen, einen Rosenzweig in Händen, auf den sie beständig niedersah. Ihr Dunkelblick schien weich und kindlich. Vieles war hingegangen. Sie wollte nicht zurückdenken. Man badete jetzt nicht mehr wie im Paradiese. Einhart trieb Kurzweil und versuchte aus dem Ernst manchmal herauszukommen. Keiner gestand es sich ein, daß etwas in dieser Zeit wie verweht schien.

Einhart war eifriger wie je. Er unterhielt sich oft mit dem Kapitän. Er spürte Seemannszauber und allerhand Meersagen nach. Der Alte wußte

mancherlei. Er erzählte von Meerfrauen, und daß manche von ihnen in Meervögel verzaubert wären. Er sagte auch, daß alle Meervögel eine ewig sehnsüchtige Seele besäßen, und daß immer ihre Rufe sehnsüchtig klängen.

„Ja, was ist Sehnsucht?!" sagte dann Einhart, sehr ins Nachsinnen verloren, den des Alten Weisheit innig entzückte.

„Ja, mein lieber Herr Malersmann," erwiderte dann der weißbärtige, breitbeinigstehende Kapitän, „wie soll ich Ihnen das wohl erklären? Sehen Sie, wenn ein Mensch nicht Sehnsucht hat, ist er eben ein langweiliger Schmeerbauch," sagte der Alte listig und zog dabei seine gelbe Weste straff, um seine zähe Leibesgestalt zu zeigen. „Ich bin immer hübsch mager geblieben. Und hatte immer brennende Sehnsucht nach tausend Dingen draußen. Nun gar, wo ich nicht mehr zur See fahre. Brennende Sehnsucht! Was Sehnsucht ist, wollen Sie von mir wissen? Sehnsucht, das ist überhaupt der Lebenstrieb sozusagen. Sehnsucht — — ja — — das ist überhaupt die Begierde nach dem wahren Leben. Sehnsucht, das ist das einzige Zeichen, daß man noch nicht erstarrte, sozusagen! Na überhaupt,

wer wohl sagen könnte, was Sehnsucht ist?" sagte der alte Jens mit Nachdruck.

Aber Einhart begriff trotzdem, was Sehnsucht ist. Johanna begriff es auch. So standen sie oft unter dem Holzbogen und den hängenden Rosen, die den ganzen Juli und August blühten.

Und wenn sie mit dem alten Kapitän im Segelboote gegen Abend auf die spiegelnde See hinausfuhren, fühlten es beide heimlich noch mehr. Es war ein wahres Entzücken für Johanna und Einhart, so hinzuschießen über das drängende Wogenspiel in die hereinsinkende Sternennacht. Man hatte die Augen weit in die Ferne und hoch in die Nacht gewandt. Man sah nach rückwärts die silbernen Flutgarben rieseln. Man lehnte sich im Teerkittel an die Bootsplanke zurück, weil das Fahrzeug jenseits fast ins Wasser strich. Man sprach kein Wort. Man hörte die Wellen rauschen und gluckern und zerbersten. Und manche Woge kam unschuldig drängend heran, ehe sie mit Gewalt an Einhart und Johanna heransprang. Daß man das kleine, schluchzende Lachen Johannas mitten in das Wasserschäumen hörte.

Einhart hatte dann wohl einen Schmerz heimlich

dabei, weil das Lachen noch immer klang wie früher. Nur daß es jäher abbrach, wie sich ebenfalls an etwas Vergangenes erinnernd. Es war eine Zeit, die halbgefühlt forteilte. Und die Sehnsucht ging und kam ungesehen.

Dann kam es auch, daß Johanna am Ende dieser Zeit zu kränkeln begann. Sie war ohnehin immer sehr zart. Und die allzu kräftige Luft am Nordmeere hatte ihr zuerst schon den Schlaf geraubt. Einhart war sehr böse immer, daß sie nicht gleich alles tat, um zu Schlaf zu kommen. Aber sie war darin unverständig wie alle Frauen. Und sie hatte also die kleinen Mittel, die er manchmal anwandte, um zu große Regsamkeit einzuschläfern, immer noch bittend ausgeschlagen. Bis auch große Appetitlosigkeit und eine nicht ganz natürliche Sanftheit kam.

Johanna war gegen das Augustende wirklich in einem Zustande von Schwäche. Auch ein leichter Husten plagte sie. Einhart versuchte jetzt alles mögliche. Er ließ Früchte und Leckeres kommen. Auch Frau Kapitän Jens, die an einige Heilmittel felsenfest glaubte, versuchte zu helfen. Sie hatte sogar einen alten Fischersmann mit einer mächtigen

Hakennase und Lederbacken voll harter Stoppeln und harten, langen, schwieligen Händen zum Besprechen der Krankheit einmal heimlich und sehr feierlich an Johannas Bett treten lassen. Nichts hatte geholfen. Der Sommeraufenthalt endete schlimm. Man konnte mit knapper Not in die Stadt zurückfahren.

Der Brief Einharts an Poncet, worin er ihr Kommen ankündigte, klang schon sehr sonderbar. Einhart schrieb, daß er nicht wüßte, was denken? Daß Johanna einfach nichts mehr wäre, ganz und gar nicht mehr Johanna, nur ein Schemen von Johanna, nur ein bleiches, liebliches Schemen.

Nun, wie sie dann ankamen, Johanna in viel Kissen gebettet, da sah auch Poncet, daß es die einstige Johanna nicht mehr war. Sie lächelte ihm sehr freundlich zu. Sie reichte ihm die kleine, welke Hand wie einem guten Freunde. Poncet war ganz nur Güte und Erschrockenheit, und seine Art jetzt hatte Wahrhaftigkeit genug. Das sah Einhart.

Und Einhart war kein Mensch, der sich dünkte, Sünden vorwerfen oder vergeben zu können.

„Wir alle begehen sie, ein jeder auf seine Weise.

Und vergeben tut sie der Tod und das dahinter,“ sagte er.

„Eine Schuld gegen mich, lieber Poncet!“ sagte Einhart, wie Poncet sich noch einmal wieder vor ihm allein seiner langen Heimlichkeit wegen anklagte. „Das Aufrichtigsein! — — ja, ja! — — wenn das immer so einfach wäre, und die Seelen nicht doch manchmal wie harte Mauern. Aufrichtigkeit! natürlich — sehr schön! es ist immer eine hohe Forderung. Eben weil sie 'oft gegen manche mächtigeren Umstände vergeblich streitet.“

So hatte Einhart tatsächlich alles Vergangene noch vollends gegen Poncet in Vergessenheit gebracht. Und Poncet und Einhart waren wieder Freunde, und wie Freunde um Johanna. Und Johanna saß bleich und abgemagert in ihren Betten, hatte ihre Eulenaugen jetzt wie eine kleine Hungrige aufgetan und konnte beide manchmal aus einem langen, lautlosen Insichsein plötzlich seltsam anlächeln.

15

Einhart schaute die Seele der Dinge. Und er kannte keine Gebote und keine Verschuldungen. Er sagte es immer wieder, daß die Seele der Dinge alles Geheimnis einschlösse, unbegrenzt und frei. Und daß nichts weit und grenzenlos bliebe, auch im Menschen, wenn nicht seine Seele.

„Das ist ein großer Geist," konnte er von dem oder jenem sagen, der sich in der Kunst ausgesprochen, „und eine kleine Seele."

„Der Geist ist immer Sklave," sagte er. „Die Seele ist das Ungebundene in uns und überall."

Er sagte auch: „Dein Geist und deine Entschlüsse und dein Wille und was weiß ich? flattern wie Möven ängstlich, und halb eigen, halb von irdischen Winden getrieben, über das große, freie, unbegrenzte, wogende Meer ‚Seele'."

Und er lächelte auch immer und sagte: „Wo wir Schauenden und Schaffenden es schöpfen sollen? Dort, wo die großen Ahnungen anwogen und unsere Ufer bedrängen. Und wer könnte wohl sagen, welche treibende Woge?"

„Seele" schaute er. „Die Welt ist Seele," sagte Einhart. Er philosophierte aus seiner Herzschau.

„Die Welt ist Seele. Nicht, wie die Alten gesagt: die Welt ist Vernunft."

„Gar nicht Vernunft ist sie," sagte Einhart. „Nun gar das, was wir mit dem Gran Rechensinn, dem Verstande, können und erkennen. Diese Triebe sind die schlimmsten Flüchtigen, die begrenzter noch wie Möven und kleine Seeschwalben flattern, nur hinschießen auf den Bissen und dann verjagt sind, morgen schon andere."

„Nichts dergleichen!" sagte er, „nur Seele! das weite, tiefe, wogende Meer. Die große, grenzenlose Flut. Auch in uns ist Seele allein die Kraft und allein die Erneuerung. Wenn wir von unseren Erstarrungen uns wieder jung waschen wollen, wohin sollen wir tauchen? In unsere Seele."

Einhart erschaute sich immer mehr das mächtige, reiche Unbekannte in sich und der Welt, aus dem alle Frühlinge wie eine flüchtige Phantasmagorie auftauchen, und alle Schönheit in Leib und Auge, und alle Liebe ins Blut.

Und Einhart schaute Seele und war Seele.

Das konnte man in der Zeit erleben, wo Johanna in dem Winter daheim sich ganz und gar nicht erholen konnte. Auch Poncet hätte es jetzt

voll begriffen, wenn er es nicht schon gewußt hätte. Poncets Organ war gemeinhin immer das Wissen, womit er sich viele Menschen und Dinge scheinbar nahe brachte, und das Einhart tatsächlich nicht kannte. Aber Poncet liebte jetzt die Weise, wie Einhart mit der Seele der Dinge und der Menschen umging. Poncet hatte längst auch angefangen, sich zu sehnen, ins Meer der großen Ahnungen einzutauchen und aus aller engen, irdischen Notdurft heraus dem ursprünglichen Quelleben sich zu nahen.

Einharts Wesen war in diesen Wintertagen voller göttlichen Frohsinns. Er hätte können auch traurig sein, ergriffen von dem Anblick Johannas. Johanna war bleich wie ein zarter Engel. Sie hustete viel. Ihre Hände waren wie weiße Hände einer Heiligen. Ihr Lächeln war ein wundersames Aufflattern, körperlich schwach und gebunden, wie ein verschlafener Falter im Winter, der, vom Sonnenstrahl aufgeweckt, hastig flattert, nicht um zu fliegen. Aber Einhart war nicht traurig.

Johannas Bett stand im Atelier fast mitten. Sie saß in feinen Kissen, weiß in feine Spitzenleinen gehüllt. Ihre Eulenaugen waren im bleichen Gesicht noch tiefdunkler und sehr groß. Und man

fühlte, daß ihre Seele viel ruhelos schweifte. Eine große, unbegrenzte Frage sprach aus ihrem Augenglanz. Die Wangen waren abgezehrt. Der Mund rosig und blank. Wie Perlen die kleinen, jungen Zähne. Und das Lachen oft nur abgerissen, jäh. Wenn auch die Seele aus den Augen noch für sich lange wie verlegen zu lächeln schien.

Einhart lachte zärtlich um das Bett herum. Er mußte seine Staffelei so stellen, daß Johanna alles sah, wenn sie neu aus ihrem Hindämmern die neugierigen Blicke auf der Leinwand ruhen ließ. Das war durchaus ihr Wunsch. Einhart malte jetzt allerlei Schalksgeschichten voll bunten Lebens.

Und wenn Poncet hinzukam, stand er oft lange neben Einhart stumm. Als wenn er es erhören könnte jetzt, so däuchte es ihm, wie in Johanna die Möven und Seeschwalben der Wünsche und des Wollens immer noch hinflogen über eine weite Wogenwelt, nur jetzt rein geworden, wie aus der Göttin Händen aufgeflogen.

Einhart war immer arglos heiter auch vor Poncet. Nur wenn der Arzt kam, begannen sich in den fragenden Augen Einharts tiefe Ängste zu erheben. Aus seinem Dunkelblick konnte es auch wie

Trotz manchmal aufspringen, wenn Johanna schlief, und er mit Poncet allein einen Augenblick die Zukunft ermaß. Da war Härte und Anklage in jähem Aufwallen und Verwünschung um eine hinschwindende Seligkeit in ihm flüchtig lebendig, mit ängstlichem Sorgenblick nach der Schlafenden hin.

Poncet war in solchen Zeiten der Tröstende. Er log dann sogar. Er meinte noch immer, daß der Frühling es bringen könnte, was der Winter versagte. Poncet erwies sich in der Zeit als Freund. Er, in dem immer noch nicht die Schuld ganz getilgt war, daß sie manchmal in ihm heimlich aufbrannte und sein Wesen in eine fremde Sanftheit in dem leise durchatmeten Raume wandelte.

Einhart sagte oft zu Poncet heimlich: „Ist Johann nicht schon wie eine Vergessende? Rein und grenzenlos? Ihr Lachen klingt mir manchmal, als wenn es von jenseits des Meeres noch zu mir dränge. Ich könnte weinen und lachen zugleich, wenn ich es höre. Ich könnte beständig sitzen und harren auf diesen überwindenden Laut."

So war es. Johanna zog schon hinaus. Sie zog schon mit hohen Masten auf dem weiten Meere und konnte ferne sehen und tief hinein ins eherne

Klare. Sie war nicht zurückzuhalten. Es konnte wie ein Prunken hart aus ihren Worten die Wahrheit gehen. Und wie ein Festzug aus ihrem Gefühl ihre Losgebundenheit von allem. Obwohl sie immer leise und lieblich sprach, nicht laut. Solche seltsame Gehaltenheit drang aus ihr auf. Aus ihren Träumen manchmal, auch aus bloßen Träumereien oft, die Einhart und Poncet gleich unbarmherzig anrührten wie eisige Geschenke.

16

Und solche sonderbare Zeichen kamen immer mehr. Johanna war gegen den Frühling viel wach mit weiten Augen. Sie redete viele Dinge ohne alle Scheu. Das war für Einhart allmählich noch eine rechte Prüfung.

Wenn Johanna Einharts Hände manchmal in ihre schlanken, bleichen, kaum noch schweren Hände nahm, sann sie allerlei Geheimnis nach, besonders dem Laufe ihres eigenen Lebens. Sie war in solchen Momenten eigentümlich streng. Sie fragte dabei nach niemand, der hinter ihren Erkennungen zurückblieb.

Einhart hatte jedesmal, wenn in Johanna solche Anwandlungen aufkamen, ein Gefühl, wie wenn eine ganz Unbekannte und Fremde vor ihm läge. Ihre Hände hielten sich bleich und heiß in seiner Hand, und die Pulse hämmerten sichtlich in den feinen, weißen Schläfen.

Einmal hatte sie zu erzählen begonnen und hin und her zu sprechen von Poncet.

„Am Meere hat es begonnen," sagte sie ganz hart.

Einhart hatte nur gedacht, daß sie die Krankheit meinte.

Wie sie es an Einhart merkte, weil sie jetzt außerordentlich schwach war, daß er die Worte nur gleichgültig hingenommen, versuchte sie lauter und deutlicher zu sein.

„Nicht doch!" sagte sie ein wenig unwillig. „Ich meine das Jahr vorher! Die Nacht! Ich meine doch die Nacht, wo du mich einsam am Meere gelassen. Wo du auf den Felsen stiegst, um zu malen. Wo ich mutterseelenallein auf dem Dünenhügel stand und dann ans Meer ganz nahe herantrat, wo die tausend Blutzungen nach mir leckten." — — „Hu!" sagte sie noch, wie sie eine Weile geschwiegen.

Einhart wußte noch immer nicht recht.

„Du kannst es mir glauben, daß es erst damals begonnen!" sagte Johanna jetzt ganz eindringlich.

„Ja, ja, an den Abend erinnere ich mich," sagte Einhart beteiligt. „Ich weiß schon. Wo ich die Skizze in Purpurfarben malte und dann zu dir ans Meer kam."

„Nein, nein, du kamst nicht. Du kamst ewig nicht. Das war es. Das düstere Meer war unsäglich in seiner Pracht. Unsäglich in seiner herandrängenden Begehrlichkeit!"

„In einer gräßlichen, blutigen Begehrlichkeit,"

sagte sie in sich hinein fröstelnd. „Alles war blutig und eintönig herandrängend und eindringend. Ich wäre schließlich doch zu dir geflohen, wenn mich nicht jemand im letzten Aufschrei der Seele gegriffen und meine Lippen lebendig geküßt hätte, bis ich wieder eine Menschenseele ganz fühlen konnte. O!"

Einhart war ganz stumm geworden.

„Einhart," sagte Johanna, „wußtest du das?"

„Nein," sagte Einhart.

„Sei mir nicht böse, Einhart!" sagte Johanna zärtlich.

„Damals war ich noch gesund," sagte sie in demselben Tone.

„Du dachtest nie an solche Not," redete Johanna dann lächelnd weiter. „Du warst immer nur aufs Verklären aus. Auf die Arbeit. Auf die Kunst. Poncet stand hinter mir."

„Ja, wer kann sagen, warum es mir so süß dünkte, dich zu betrügen mit seiner Liebe?" sagte sie flüchtig hin.

„Ach, Johanna!" sagte Einhart.

„Weißt du. Betrügen ist ein dummes Wort," sagte Johanna heiter. „Nein, nein, das kann ich dir mit aller Bestimmtheit sagen, daß ich Poncet

beständig ersehnt und begehrt hatte. Meine Seele hatte ihn an dem Abend ohne Namen tausendmal gerufen. Er hatte gar keine Schuld. Nicht die geringste. Ich hatte ihn gerufen. Wie ich diese wundersamen Düsternisse anstaunte, die mich blendeten und gräßlich schreckten, hatte ich nach Einem gerufen, der wie ein Räuber furchtlos sein, mich stark anfassen und mich sicher forttragen würde durch die tausend züngelnden Höllenfeuer. Mich! Mich! Mich!"

Johanna schwieg lange, ehe sie leise lachte.

„Ha, ha, ha, ha, damals war ich noch gesund," sagte sie vor sich hin.

„Poncet mußte mich gehört haben. Mußte es gehört haben, daß ich beständig so gerufen hatte. Er stand zu rechter Zeit hinter mir und preßte seine heiße Glut auf meinen verbleichenden Mund und hüllte seine Seele wie einen Mantel um meine Seele."

„Ja, Einhart!" sagte Johanna leise.

Dann redete Johanna noch leise Worte.

„Deshalb war ich immer heimlich an Poncet gebunden in allen Ängsten. Du hast mich damals nicht gehört, Einhart. Du kamst viel später," sagte

sie ganz zärtlich, und als wenn sie nichts gesprochen hätte als arglose Dinge. Sie ließ auch Einharts Hände nicht los. Sie zog die Hände an ihre weiche, fast vergangene Brust. Einhart sah heimlich erschüttert ins Auge dieser wunderlichen Erzählerin, die unter ihren Lebensgeheimnissen hinwandelte und alle verhangenen Bilder in den Sälen ihrer Erinnerung wie gleichgültig enthüllte.

„O, du," sagte Johanna einmal ganz plötzlich, „glaube mir, Einhart, du und Poncet seid aus zwei verschiedenen Himmelsstrichen. Du konntest mir nie zu Hilfe kommen. Aber einmal wird sich dein Kreis auch vollenden," sagte sie seherisch. „Wer weiß, auf welche Art?"

Zu Poncet war Johanna immer gleich sanft. Aber sie redete jetzt, wo ihre Kräfte mehr und mehr abnahmen, zu ihm nichts Sonderliches. Und ihre Kräfte nahmen wirklich sehr ab. Rapide sogar nach den Aprilwettern.

„O! Einhart! Einhart! Einhart!" rief sie einmal plötzlich klagend und starrte vor sich hin, mit einem Blick, der kaum zu erwecken war.

„Was ist dir, Geliebte?" hatte Einhart ihr zuspringend gerufen, den der Klang tief erschrocken hatte.

Aber Einhart kannte jetzt das Geheimnis. Denn alle Dinge sind in dem Schauenden, wenn ihm ihre Seele auch nur einen Hauch gab. Aus solchem Hauche wachsen sie auf in ihm zu klarem, vollem Bilde und Leben. Er sah jetzt alles, wie es immer zwischen Johanna und Poncet gewesen war. —

Eines Tages stand Einhart, Johanna beobachtend, stumm am Bette, wo auch Poncet saß. Der Puls Johannas war schwach und klein. Johanna hatte garnichts mehr gesagt. Den ganzen Tag war sie zu schwach gewesen. Nur als Poncet ins Zimmer gekommen, hatte sich Johannas Auge ein wenig aufgetan und dann lange nach ihm hingewandt. Der Husten hatte sie noch geplagt, aber verhältnismäßig gering gegen sonst. Und sie schien danach eine Weile auch wieder ganz ruhig und wie im Traume Zärtliches mit einer murmelnden Lippenbewegung auszudrücken.

Dann hatte sie mit großen Augen plötzlich aufgeblickt.

Da, wie Einhart so in die bleiche, ersterbende, aufstarrende Johanna hineinsah, erhob sie sich immer höher und mit dem weit aufgetanen Auge, wie wenn eine Nachtwandlerin aufstünde, allein dem

Monde noch zugewandt und ganz dahin gerichtet, woher ihre Seele jetzt noch Licht gesehen. — Und jetzt tastete sie mit zitternder Inbrunst nach Poncet, seinen Namen mit letzter Seele flüsternd, suchte und suchte sich an ihn zu drängen, seine Lippen heiß und verzehrt zu erreichen und mit dem letzten Atem der Sterbenden sanft anzurühren. —

Dann lag Johanna zurückgesunken, nur noch ein Hauch, nachdem sie darnach einen langen, tiefen Atemzug getan, der nicht zu enden schien. Sie hustete nicht mehr. Alle Unruhe und Krankheit schien von ihr genommen. Die Augen abgewandt, doch leicht aufgetan. Nach niemand hatte sie mehr gerufen. Nichts mehr begehrt. Man hatte ihr die trockenen Lippen ein paarmal mit Wein genetzt. Die Hände lagen still wie Blumen. Nach niemandem mehr hatte sie sie ausgestreckt.

Poncet und Einhart, die beide wie erstorben aussahen und fröstelten, merkten bald, daß sie vor einer Toten standen. Johanna hatte Leid erfahren, Sünde gelebt und Glück. Die Tote begann lächelnd auszusehen und wie frei schwebend. Einhart bebte. Poncet staunte in die Augen, die noch immer offen standen und doch jetzt leer schienen.

„Drücke ihr die Lider zu!" sagte Einhart bestimmt, aber verhalten. „Nach dir hatte ihre Seele immer verlangt."

Die Freunde umarmten sich und standen dann noch lange stumm versunken vor Johannas Totenbett.

Fünftes Buch

1

Es ist lange her.

Die Zeit steht nicht still, und der die weichen Flügelschläge ihres Wehens nicht achtet, auch nicht.

Und es gibt tief im Menschen Einsamkeiten, wie ferne Öden, darin der Mensch ziellos umirrt. Und die draußen sehen ihn, und nennen ihn doch noch immer mit demselben Namen. Es gibt tief in ihm eine Welt der Trauer, wie in Schemengewändern gehen darin Rätsel um, ewig ist der Blick gebannt in dem Kommen und Verwehen derselben Düsterwesen, und nach außen blicken noch immer dieselben Augen mit einem Lächeln voll Güte und Einfalt, das wie bekannt deucht, und doch nur wie eine Maske eine ganze Welt Verwüstung und Trümmer verhüllt, wo kein goldenes Götterbild ragt, die Säulen zerborsten, die Tempelstufen umwuchert sind, und das Dach von Geiern umkreischt und den Stürmen aus den Tiefen der Sehnsucht offen.

Auch in Einhart war es so, daß die Geschehnisse und Dinge der weiten Erde lange nicht den schrillen Laut eigener, einsamer Stille, das Wehen und Jagen der Rätselgesichte, übertönen konnten.

Daheim war Einhart trotz allem immer ein süßes

Wort. Auch daheim war jetzt verhallt, wie eine Saite, die gesprungen.

Herr Geheimrat Selle war nicht mehr. Die Schwestern hatten geschrieben. Aber ehe Einhart herzukommen konnte, war es mit dem letzten Atemhauche des Herrn Selle am Ende gewesen.

Nun hatte Einhart nur erst unter einigen Verwandten gestanden, die ihn ganz fremd dünkten: Männer der Praxis, einer ein Richter und einer ein Fabrikant, und einer ein Arzt, und einer ein Geistlicher. Und wie wunderlich! alle auch untereinander fremd. Keiner dem andern als nur mit feinem Wort und gewohnter Höflichkeit eine flüchtige Minute durch Blick und Geberde verbunden.

Nur die Frauen dieser Männer erkannte Einhart wieder. Sie waren alle Mütter geworden.

Die Männer alle sahen Einhart mit Bevorzugung an.

Auch Rosa, die außermaßen sanft war, rund und behaglich schien, streichelte Einhart.

Alle waren für sich und doch auch angesichts der Trauer liebevoll und mit leisen Tönen.

Einhart war in einer sonderlichen Entartung aller Gewohnheit. Der Kreis Männer und Frauen in

dem Trauerhause, darin auch seine Jugendgefühle einst umgegangen, erschütterte sein Lebensgefühl, wie selten etwas. Einhart konnte so scheinen, als wenn unter all den trauergeschäftigen Menschen, Müttern und Vätern und den Kleinen, die längst jetzt unter ihnen heranwuchsen, und die alle in Dunkelkleidern herumstanden und huschten, er allein ragte, wie ein dunkler, stummer Schmerz, der aus fremden Augen lächelte. Gar nicht anders war Einhart. So erlesen und schlank und gehalten. Und wenn er einen ansah, so scharf fassend mit Blick und Sinn er auch dastand.

Einhart war innerlich dem unruhigen Treiben um ihn völlig abgewendet.

Als der Tag der Beerdigung herangekommen, war Einhart nicht zum Weinen und Wehklagen, weder im Vaterhause am Sarge, noch am Grabe erschienen.

Der Mann Katharinas, der Geistlicher war, hatte eine tönende, klagende Feier in dem Sterbezimmer begonnen. Katharina, die streng und fromm geworden, hatte Gesänge des Leides selbst zusammengesucht. Das Haus widerhallte von Wehmutsliedern. Die Tränen aller rannen. Und einer

jeden dieser zerrissenen Seelen war unterdessen unbegreiflich geworden, daß Einhart nicht unter sie getreten war.

Auch dann nicht, wie man den Sarg aus dem Hause und weiter in den Gräbergarten hineingetragen.

Es war Herbst. Die braunen Blätter trieben sanft um die schwarzen Kleider und wehenden Flöre. Goldene Fäden fingen sich überall. Die behaglichen Muttergestalten Katharinas, Emmas, Rosas und Johannas, eine jede sah sich voll Schmerz und doch heimlicher Verwunderung auch während der tönenden Worte, die schrill in die milchige Dunstluft des Herbstes und in die dunkelgrünen Zypressen am Grabe klangen, nach Einhart um.

Einhart war nicht zu entdecken, so daß man, wie man dann ohne den Toten heimgekommen war, ganz irdisch, mit kaum noch freundlichem Vergeben, ein wenig ungehalten redete.

Man wartete dann auch am späten Nachmittag unter den schwarzgekleideten Verwandten vergeblich auf den einsam fremdartigen Einhart.

Einhart stand noch immer jetzt draußen in Friedhofsnähe, als die Sonne schon tief hinabsank.

Die Luft schwamm in sanften Rubinfarben. Die Zypressen ragten längst seltsam schwarz.

Einhart hatte alle Schuld neu gefühlt, die der Einsame an denen begeht, die sich nach ihm sehnen. Etwas von dem Sondergefühl heißer Begierde, noch einmal zu der Seele des Toten zu kommen, hatte er empfunden, als er in seines Vaters Totengesicht gesehen. Etwas von der ganzen Klarheit, daß darin ihm, dem einzigen Sohne, viel Liebe ewig verborgen gewohnt, hatte ihn angefaßt mit unbegreiflicher Kraft.

Da war es gewesen, daß er plötzlich ungesehen hinausgewandert aus dem Trauergetümmel, und daß er in dem fernen Eichwalde gestanden, und nicht recht aus Netzen und Schleiern, die der Tote um ihn gesponnen, mit denen ihn der Tote mit sich zog, herausgekommen.

Und wie nun die Erde eine weite Herbsteinöde mit blanken Goldgespinsten über den Stoppeln dalag, darin mitten der Garten der ewigen Schläfer rosig umflossen dunkel ragte, da hatte Einhart sich endlich wie in sinnlosem Triebe herangemacht, eilig zur Grube, die jetzt ein Totengräber mit magerem, grauem Stoppelgesicht zuscharrte, hatte ihm, dem

lächelnden Alten, selber ein wenig mit scharfem Augenglanz lächelnd, das Grabscheit aus der Hand genommen, sagend, daß er der Sohn des Toten wäre, hatte den Alten geheißen und mit einem Geldstücke bewegt, ferne zu gehen, und hatte mit eigener Hand Schaufel um Schaufel auf den Sarg zu werfen angefangen. Und als wenn er allein dem Toten der rückbleibende Hüter und Sorger wäre, ihn sanft und klar in die tiefe Sandhöhle zu betten, worein nicht Sonne noch Mond mehr scheint, hatte er die Erde über dem Sarge wachsen gesehen, und den Erdhügel ins Abendlicht getürmt.

Einhart stand dann lange. Die Schweißtropfen rannen ihm ums Auge. Keine Träne fiel. Die Stirn war glühend heiß. Der Blick eilig und innerlich. Einhart war kein feiner Herr jetzt. Er hatte den schwarzen Rock an den Zaun gehangen und stand in Hemdärmeln, wie ein Arbeitsmann auf das Grabscheit sich stützend.

Es war ganz einsam in dem Gräbergarten.

Auch der alte Gräbermann traute sich nicht heran.

Als Einhart endlich wieder die Kühle des Abends wehen gefühlt, war er in innerem Schauen

achtlos fortgehastet über die verbleichenden Felder, gleich hin zum Bahnhof und zurück an seinen Ort.

Es gab eine Aufregung unter den Schwestern. Wie man Einhart gar nicht wieder gesehen, war man einig geworden, daß man es mit einem unheilbaren Sonderling zu tun hätte. Man war gelinde gesagt durchaus enttäuscht.

„Die wenigen Male mit uns! und bei einem solchen Anlaß!“ hieß es, „und er benimmt sich so!“

Einhart fühlte dann zu Hause in seiner Arbeitsstätte wieder auch etwas Liebloses in seinem Handeln. Deshalb schrieb er an Rosa:

„Ich bin ein Einsiedler, geliebte Rosa. Und außerdem bin ich ein Mensch, der über gewisse Dinge im Leben nie hinwegkommt. Ich sehne mich immer nach dem innersten Sinn. Der Sinn ist ein Geschenk, der uns wird aus jeder Trauer, wie aus jeder Freude. Aber den Sinn hört nur der, der ganz einig lebt und hinhorcht. Was mir vorgesprochen wird, tönt mir nur im Ohre, und ist mir wie ein Lärm, der mich stört im Erfassen.

Seid nicht böse! Ich hatte an Vater viel abzutragen. Wie wäre das noch möglich jetzt? Aber mit Tränen vor den Leuten erst gar nicht. Ich konnte nur einsam noch einmal fühlen, daß dort unter der Erde einer ruht, der ich selber bin, und für den ich sorgen mußte, selber mit eigener Hand, soweit hier unter uns noch für ihn zu tun möglich war.

Ihr seid auch desselben Blutes. Deshalb werde ich euch immer lieben müssen. Es ist ein uraltes Geheimnis, alt wie die Hügel, alt wie Steine. Ich glaube, das Blut liebt sich selbst. Wer kann sagen, wie alles zusammenhängt?

Ich fühlte unter euch, daß uns das Leben ganz und gar ferne gebracht. Nichts von dem Trachten eurer Seelen, das nicht bei mir verhallte und von mir bei euch. Und doch liebe ich euch, als wäret ihr ein Bilderbuch meines Lebens, und Mutters und Vaters. Ich liebe euch sehr. Ich liebe euch wie ein Kind. Und ich werde euch, wenn ich ein ganz Alter bin, noch lieben, als wäre ich ein Kind."

Das war jetzt Einharts Art und Einsamkeit. Und er arbeitete daheim auch in den Jahren in

derselben Art, wie er an der Grabhöhle seines toten Vaters Schaufel um Schaufel warf, versunken in den Sinn seines Tuns. Und er atmete und schaute und ließ die Zeit ungehört gehen Jahre um Jahre.

2

Einhart war jetzt ein Mann von einigen vierzig Jahren. Er stand ganz allein, mehr wie je. Ein feiner Herr ging er einher, bekannt unter Freund und Feind wegen der Fremdheit und Eigensinnigkeit seiner Bildwerke und wegen seines vereinsamten, eigensinnigen Lebens.

Eines Winters kam es ihm inmitten seiner Farbenträume, inmitten auch der Regsamkeit in den Klubs und Koterien der Stadt, in denen er sich manchmal beobachtend und herumprüfend blicken ließ, plötzlich an wie einem Wandervogel, alles Bekannte zurückzulassen und fortzuziehen. Es waren neu allerhand Zerrissenheiten in ihm aufgebrochen und vieles von seinen Erfüllungen zum Zweifel geworden. Die Menschen um ihn deuchten ihm zu bekannt in ihren Stimmen und Bewegungen. Und er selber dünkte sich durch sein eigenes, langes Herkommen eingeschnürt und ermüdet. Er verlangte den freien Horizont des Lebens zu sehen, wie es den Wandervogel fortreißt in den Höhenwind. Er wollte weit ausblicken und aus der Höhe hinab, einmal zu sehen, wo er eine Erfüllung fände, eine Feier, einen Festtag in die Reihe der eintönigen, ein-

samen Wandertage, die sein Leben jetzt lange hingegangen.

So war Einhart nach Antwerpen gekommen, und wohnte dort am Platz der Grüne.

Hinter den Häusern des Platzes ragt der Dom. Er überwächst mit seinem breiten Steinleib alle die kleinen Häuser rings.

Der Regen fiel an dem Morgen, als Einhart vor die Tür seines kleinen Hotels hinaustrat. Der Turm ragte dunkelgrau in die graue Märzluft.

Als Einhart eintrat, war es drinnen still, wie im Grabe. Die Düsternisse der Nischen breiteten sich in Schattendunkel. Die Bilder um den Hochaltar hatten kaum Farben. Eine kaum merkbare Erhellung ging aus den Fenstern, die gen Morgen lagen, und schwebte streifig über den grauen Steinfliesen des Mittelschiffs.

Einhart war lange dem einsamen Dämmerklang seines Schrittes unter den Wölbungen hingegeben. Die graue Schattenweite der kalten Raumtiefen umspann ihn, wie wenn die Stille darin eine Schönheit wäre für alle Sinne. Die marmornen Altargestalten schienen ihm lebendige Leiber, ragend, um zu antworten, was seine Seele zu fragen begann.

Ein Dom! Ein grauer Steinleib mit Zacken und Dach, Zinken und Türmen. In dessen Höhle sich Menschen drängen mit Gebeten, mit Gesängen, mit Wehklagen, mit Hymnen zum Lobe. Und den jetzt die ewige Ruhe ausfüllte wie mit dem Schlafe aller erhabenen Herrlichkeiten.

Hoch oben begannen sich die bunten Lunetten der Fenster am Hochaltar zu belichten mit blauen und goldenen Scheinen. Die Säulen sprangen aus dem Dämmer lebendiger fühlbar in die Runde. Die Stimmen vereinsamter Beter gaben ein fernes Raunen, ohne daß Einhart seinen Blick aus der Höhe zurücknahm.

Ein Dom! Und wahrhaftig in Stein getürmt von Menschenhand! Und wahrhaftig erst einmal im Traum gesehen von Menschenaugen! Das da steht, wölbt sich wie Berge, und gibt ewige, stumme Kunde.

Und es kam Einhart so vor, als ob er aus den Wölbungen und Säulen und ragenden Gestalten in Stein, und hinaus in Dach und Zinnen und Türme einen Ruf, eine Anbetung, eine gewaltige Sturmwelle aus Menschenstimmen, eine unerhörte Macht der Seele lautlos vernähme. Hier schien ihm

ein Leib gebaut, dessen Seele mehr deuchte, als seine Seele, dessen Stimme bandenloser aufklang, als seine Stimme. Dessen Gewalt ewig stumm und manchmal mit ehernem Munde rufend, sich belebte, in Stürme und Wolken zu hallen, und sich in das große Rufen der Gebirge und der Wüsten einzumischen.

Graue, kanadische Schifferknechte traten durch eine Seitentür unter dem holzgetäfelten Chore, darüber die Silberflöten der gewaltigen Orgel, von Engeln umflogen, schwiegen, und trappten langsam und verschüchtert in die tiefe Stummheit. Das Angesicht dem lichtdurchstrahlten Dunkelraume des Hochaltars kindlich staunend entgegen gewandt, warfen sie sich auf die grauen Steine nieder, bald auch die Häupter tief dem Boden zugeneigt.

Kanadische Schifferknechte, die im Hafen gelandet waren, harte, rauhe Männer. Und doch scheu wie das Wild, auch vor dem Erhabenen nur heimlich geängstigt, weil immer und immer bedroht nicht von bestimmten Dingen. Sie beteten in sich eingesunken auf Knieen die kleinen Gebete um ihr enges Leben. Umhergeworfen in harter Frohn, wie Wellen im Meere, hörten sie nie das große

Rauschen über den Wassern, darein ihr graues Leben verschäumte. Sie baten:

„Hilf uns! Rette uns! Bewahre uns! Bewahre uns ewig für uns! Laß uns nicht aufgehen!“

Der Glanz vom Hochaltar her fiel eine Weile auch auf sie. Es waren rauhe Seelen, die oft fluchten im Sturmstreit. Sie waren in Furcht niedergesunken.

Ein Dom! Wer hört die Symphonien seiner Einsamkeit? Wer hört die stumme Sprache der Steine, aus der weiten, ewigen Seele gespeist, die einig ist über unzähligen Menschenhäuptern und Menschenwünschen.

Ein Dom! Kein Kirchenlied! Der steingewordene Ruf des großen Christ. Auch wenn alle Erinnerung verginge, wird ihn der Steinleib beständig rufen. Es ist ein stummer Ruf durch die Zeiten, den die Kanadier noch nicht hören konnten in ihrer Enge.

„Sie werden die Religion der Furcht abstreifen, wie eine tote Haut. Dann wird die Religion der Liebe beginnen, die jetzt nur aus den Steinen redet,“ dachte Einhart.

* * *

Dann waren draußen Glocken verklungen, drinnen kaum wie ein dumpfes Klagen und Surren vernehmbar. Einhart war neu auf die Straße hinaus gekommen. Er stand in seiner dunklen Art mit geschärftem Schwarzauge um sich blickend. Aus den Häusern und in den Straßen begannen Maskeraden zu drängen. Der Regen fiel neu. Es dröhnten ferne Pauken. Es schmetterten Trompeten von einer Ecke des Platzes. Eine bunte Bande Musikanten stürmte trappend daher, hinter der sich ein unabsehbarer Schwarm in Narrenflittern und Ritterharnischen ergoß.

Einhart hatte die Stille des Domes noch im Ohre wie eine nieausgesungene Feier. Seine blitzenden Augen sahen jetzt in die bunten Lumpen hinein, in das Getümmel, in Geschrei und Gelächter.

Der Tag hatte von nun an keine Ruhe mehr. Zu tollem Schwalle drängten sich allmählich die bunten Scharen. Die Menge wuchs und wuchs. Die Häupter schoben sich wie Wellen im Meer. Die Menge trieb um, wie um Pfeiler an Brücken, Kopf an Kopf, die Münder lachend geöffnet, in beständigem Johlen.

Der Dom ragte still. Die Musikbanden mar-

schierten am Dom vorbei. Die Masken dahinter durchpatschten die Pfützen. Keiner achtete weiter.

„Sie feiern ein Fest," dachte Einhart vielemale und empfand eine Frage.

Die hereinsinkende Nacht sah die Stadt in enger, fahler Lampenhelle. Der Regen rann. Aus Pflastersteinen und Häuserwänden nahe und fern schienen Laute und Lärm, Lachen und wirre Musik ewig zu dringen. Die halblichten Straßen und blendenden Plätze, die unter finsterer Graunacht lagen, die Cafés und die Wirtschaften waren durchstürmt von belustigten Lärmern. Reihen buntumflitterter Weiber gingen in tollen Sprüngen vorwärts, wie in Prozession. Daß ihre Schatten und Bilder in den Pfützen zuckten, und hinter jedem Weibe sein Schatten nachsprang wie der eigene Tod. Tumultuarische Gesänge quollen aus aller Mündern so hart und dumpf, als wenn auch die Schatten traurig hallten. Irgendwoher grollte fortwährend wie sinnloses Pochen dumpfer Paukenschlag durch die Nacht.

Einhart war mit dem Zuge rasender Weiber vorwärts gegangen, die als grünweiße Bajazzi über die blinkenden Pfützen einhersprangen, dem tollsten Paare nach, das den Reigen führte.

Aber dann blieb er in einer Nebenstraße stehen, bis der Lärm sich vereinzelte und dann völlig verebbte.

Nur zwei junge Frauenzimmer, wie blaue Schwalben gekleidet, tanzten und rasten im einsamen Halblicht ruhelos umeinander, den matten Laut ferner Musik noch erhaschend, der irgend woher in dem grauen Straßenschlund sich verlor.

„Sie feiern ein Fest", dachte Einhart vielemale und empfand eine Frage, als er in dem matten Laternenlicht weiterlief.

Aus einer kleinen Schenke dröhnte hart und schrill eine Orgel wie von Maschinen getrieben. Der Raum war eng, in den Einhart hinein sah. Die Köpfe drinnen standen wie Ähren im Felde. Matrosen, Schifferknechte und lachende, junge Weiber. Man konnte sich nicht umeinander drehen. Inmitten auf kleinstem Raume vor dem schmutzigen Schanktisch schwang sich ein schwitzendes Paar in Wut und Lust.

Einhart war in die Nähe des Domes zurückgegangen.

Er witterte empor, sah auf, erlöste seine Bedrückung inmitten des treibenden Getümmels durch einen Blick in die graue Nacht.

Die finstere Nacht hing tropfend über der Erde, engte die bleichlichten Menschenwege und gab jedem Dinge und jedem Menschen ihr Schattenzeichen. Der Dom lag dunkel aufragend. Die Fenster spiegelten mit blankem Schein wie von Feuer oder wie Silberplatten. Der graue Turm verlor sich in die Nacht. Und aus der grauen Finsternis nieder hallten über die bleichlichten Menschentaumel und das wirre Tosen dumpf und schwer die Stundenschläge.

* * *

Einhart kam später auch nach Paris. Welche königlichen Plätze und Straßen! Daß die Menschheit in bekränztem Reigen durch Triumphbögen und Säulen hineinziehe in die Gärten des Lebens. Da sah er ein Idol hochaufgerichtet über der Stadt. Der Mann mit dem Dreistütz und mit untergeschlagenen Armen, in Bronze ragend, auf einsamer Säule hoch über die Dächer in einsamer Luft. Einhart wußte, daß das der Kaiser der Franzosen war. Der einzige Kaiser. Der heimliche Kaiser noch immer. Der jedem drunten in der hastenden Menge heimlich diese Worte zuflüstert:

„Mensch! Du! Bist ein Kaiser! Sei kühn! Habe Mut! Befiehl! Blicke wie ein Tiger! Alle um dich sind Geängstigte! Sie liegen vor jedem Idole im Staube! Mach dich zum Idol! Vergiß es nie! So tat ich! Nun stehe ich über allen! Das ewige Gleichnis vom kühnen Menschenverächter, vor dem ein ganzes Volk in den Staub sank."

Und Einhart stand auch an dem Sarkophage aus rotem Porphyr, darin die Gebeine des großen Triumphators modern. Er sah die zerschossenen Fahnen seiner menschenmordenden Siege, all die Blutzeichen um ihn aufgestellt. Und die zwölf großen, weißen Engel, die das modernde Gebein bewachen. Und er hörte den Heersoldaten in stumpfem Brüten dort die Reveille trommeln: „Rataplan! Mensch! Sei kühn! Habe Mut! Befiehl! Alle um dich sind Geängstigte! Rage auf! Du! Kaiser! Einziger! Du selber!"

Und Einhart sah dann auf Straßen und Plätzen in jedes Auge hinein und hörte in jeder Seele nur diese eine Stimme.

Und er stieg auch auf die Türme von Notre-Dame und war wirklich in tausend Zweifeln.

„Die Dome ragen," dachte er, „aber die Chi-

mären treiben ein wirres Spiel um ihre Türme. Und aus der Tiefe rufen uns starke Stimmen."

* * *

In Paris war es, wo er zum Schluß seines Aufenthaltes in ein stilles, weißes Haus draußen über der Seine eingetreten war. Es liegt hoch über dem grünen Fluß an einem grünenden Hange. Ein Rundbau aus Glas. Licht quillt viel herein. Ein Garten voll Blumen umschließt seine Stille. Dort innen stehen in gläsernen Schränken oder auf hölzernen Postamenten tausenderlei Gestalten aus Ton und Stein. Auf Simsen, offen oder verhüllt, ragt dort der Mensch und sein ringendes, rätselgebundenes Leben als ewiges Gleichnis. Dort sah er Schicksal und letzte Begierden in Steinen stumme Sprache sprechen. Dort flüstert der Traum im übervollen Flügelmantel der Schlafenden sein nie erschautes Geheimnis. Und die versunkene, herrliche Athena wirft sich von der Sehnsucht nach einst erfaßt und mit Tränen aufgescheucht über die Trümmer. Dort ragt der stolze Bürger, von der Macht des Triumphators gebeugt. Und das lieblichste Frauenbildnis voll verborgenen Lebens klingt wie ein sanftes Lied zwischen den harten Schicksalsvisionen,

die aus andern Steinen sprechen. Dort schlafen Paolo und Franceska wie Lurche im Schlamme der Erde den sinngebundenen Schlaf, aus uraltem Bluttriebe wie mit Polypenarmen nach einander begehrlich tastend in der Düsternis des Grundes. Dort — inmitten dieser Welt aus Steingestalten, darin im Stein über das einzelne Leben hinaus sich ewige, letzte Verschwisterungen der Schicksale offenbarten, also daß Blöcke und Steine rings um ihn Ideen duften wie Blumen ihre Arome, steht ein einzelner Mensch. Keine zerschossenen Fahnen, keine Blutzeichen um sich. Seine — einsame — Schau, seine — großen — Deutungen, dem Erdenklose eingehaucht zum schauenden Erfüllen der Stunde, zum Erhören, zum Erkennen, zum Mitleben aus der Tiefe ins klare Licht, zur Erhöhung des Lebendigen um und um. Ein Einzelner. Kein Triumphator. Kein Bezwinger der Leiber. Ein Sinnenmächtiger. Auguste Rodin. Ein Sinngebärer. Ein Seelenbezwinger.

Auch den Dom hat erst einmal im Traum ein solches Menschenauge geboren.

* * *

Einhart hatte viel gesehen. Er reiste auch durch

Italien. Er sah Rom und Florenz. Er sah vielerlei Einzigkeiten. Er sah Naturen in heißer Sonne, achtete auf die fremden Blumen und genoß die Schatten fremder Bäume. Er sah auch die Schneegebirge ragen. Und Menschen in allerlei Kostümen kreuzten seine Wege. Da war es, daß er sich heimzukehren entschloß, weil er nach der eigenen Welt sich noch brünstiger sehnte.

„Du erjagst es nicht. Du erjagst nur dich selbst!" sagte er.

3

Ein Abend voll sanfter Farbe. Der See weit spiegelnd. Die Gärten und Parks am Uferrande in prachtvoller Fülle und Frische, von weichen Milchtönen umsponnen. So zog der einsame Kahn mit Einhart und einem alten, graubärtigen Schiffersmanne hinaus in die Nacht. Die Wellen gingen rieselnd und gluckend immer um die Planken, und der gleichmäßige Ruderschlag schrob polternd nach, weil die Stangen sich eintönig in ihren Halten am Kahne rieben.

Einhart hatte sich in das Boot zurückgelehnt und sah das kleine Fahrzeug mit dem stummen Alten tiefer und tiefer in Dämmer gleiten. Er sah hinein in die mächtigen Berggebilde, die aus dem Dämmer des Sees sich in Abendglut hoben und dann langsam zu kühlem Nachtglanz erblichen.

Der Schiffer sah Einhart oft an, ein alter Italiener. Einhart bat, auf umständliche Weise einiges radebrechend, er möchte ein Lied singen. So fuhren die beiden in der langsam dunkelnden Flut. Die rauhe Stimme klang melancholisch. Ein Lied voll Glück und Vergehen mußte es sein. Der Alte sang das Lied mit versunkenem Lächeln. Dem Alten

war es lange nicht auf die Lippen gekommen. Lange hatte das Leben kein Lied aus seiner Seele gefordert, nur harte Arbeit und Sichvergessen. Nun deuchte es ihm gut, daß, wenn die Nacht die Schlüfte und Gründe erfüllte, wo die Seewasser tief zwischen den Gipfeln und Rücken im Mittnachtslicht bleichen und dämmern, er aus rauher Kehle seine Töne in das Glucken und Murmeln und Geräusche der Flut mischte.

Einhart war auf dem Wege heim.

Man sah am Mittnachtshimmel schwarze Fahnen wehen. Wetter voll Drohung zogen über den Gebirgen. Die kleine Laterne, die man am Kiele des Bootes endlich erleuchtet hatte, warf einen spitzen Bootsschatten. Und Einhart, der in die Fahrt hineinsah, mußte es scheinen, als wenn zwei helle Flügel sie über die Dunkelgewässer trügen.

Der alte Schiffer kannte die Fahrt. Man mußte den weiten See überfahren. Am anderen Ende, an einem engen Arm, den Gebirgswände fast preßten und erdrückten, lag ein einsames Gasthaus.

Aber die Donner aus der Nacht und den Zackengestalten der Berge gegen den fahlen Himmel fingen

zu rollen an. Man hörte ein Herandräuen des rauschenden Regens. Er zerstob bald über die beiden im Boote. Blitze begannen ferne zu zucken. Das Wogenspiel erhob sich. Es machte das Boot hastig, wiegte es, belebte den Gang und warf es auf und nieder.

Da war das Lied des Schiffers verstummt.

Die Blitze zückten näher. Die Finsternis ward tiefdunkel. Die Donner dröhnten aus den Schlünden zwischen den Bergen wieder. Es war tiefe Nacht geworden. Das kleine Licht am Kielende wogte auf und nieder, und die Schatten des Bootes sanken und stiegen und machten die Wasser voll Düsternis und fremder Gestalten. Die Lichtflügel zerrissen in Unruh. Schäume drängten am Plankenwerke auf. Manchmal schlugen Wellen in den Innenraum.

Einhart sah auf das Gesicht, das er vor sich hatte. Furcht fuhr nicht in dem Boote mit. Der alte Graubart saß als finstere Silhouette gegen das Laternenlicht, daß Einhart kaum noch seine Züge ahnte. Aber es deuchte ihm, daß der Alte noch immer lachte. Sie hielten trotz hohem Wogendrang die Richtung gut.

Alles Bleichgrau aus Himmelshöh war jäh verschwunden. Die fernen Lichter der Ufer waren in Finsternis untergesunken. Es brach weißes Feuer aus der samtnen Schwärze, züngelte wie Schlangen, floß nieder, zerbrach, wie Zersplittern von Bäumen und dumpfes Bellen und Zerkrachen, grollte aufwachend und zerbarst neu in dumpfe, lautlose Erwartung. Rege und jach krochen die bleichglühen Fäden pfeilschnell in der Finsternis hin, fern und hoch, oder nahe. Manchmal ganz nahe jetzt, daß Einhart sich schreckhaft duckte. Das nächtliche Chaos der jagenden Wogen und Wolken auferstand ewig in höllischem Schein, den das Sammetdunkel eben so immer wieder jäh verschluckte. Als wenn die Himmel zerbrächen, barsten die Donner und brandeten und schmetterten unaufhörlich jetzt.

Bis dann der Regen hart wirbelnd und trommelnd in die tiefdunkle Nachtflut fiel. Wie Perlen, in Menge ausgeschüttet, tanzten und klirrten die Tropfen auf der finsteren Woge um die Bootsplanken. Und die monotone Weise der jankenden Ruderstangen hörte man mitten hinein in die tausend Rätselgeräusche der Wetter.

Noch immer in rabenschwarzer Düsternis Blitz um

Blitz, wie glühende Peitschen von Göttern geschwungen. Und wilder, rastloser Wogendrang. Und Grollen und Rollen in den Schlüften, Branden und Verhallen.

Einhart war Seele und Auge. Und wenn er sich in Wunder verstrickt fühlte, wurden es Seligkeiten aus Farben. Er sah das Geringste in den Spielen des Lichtes und der Dunkelheiten jetzt.

Die Wetter erstarben in tausend rätselhaften Geräuschen. Versickernd. Dröhnend in Höhe und Nähe, rieselnd und ungewiß.

Das Boot schoß vorwärts.

Die Blitze schwiegen, nur matte Scheine noch. Die Ruhe nach dem Regenfall blieb tief. Die Wolken jagten wie schwarze Riesenvögel in Scharen hoch und ließen ein Stück Nachtäther frei, groß, wie ein See, darin zwei Sterne blinkten.

Da besann sich der Schiffermann wieder auf sein Lied.

Der Gang des Bootes war noch voll Unruh. Das Lied klang jetzt hell und froh.

Lichter am Ufer begannen von ferne zu blinken. Eins. Man kam nahe. Noch eins und noch eins. Man glitt jetzt dem Strande nahe vorüber.

In der Haustür einer kleinen Strandhütte stand ein Weib und warf einen langen Schatten in die Nacht. Man glitt hörbar. Man sah wieder die Bewegung. Es ging in Eile. Der Alte sang mit rauher, zitternder Stimme, und beflügelte damit seine Ruderschläge. Man war Stunden gefahren.

Einhart war ganz in sein altes, lächelndes Staunen verloren.

„Was war ich," dachte er, „so in die Wetternacht eingesunken? Komme ich je ans Licht zurück?"

Es gingen undeutbare Gefühle in ihm hin, indessen sein Auge frei den Wolken folgte, die in wechselnder Gestalt gegen grünlichen Nachtäther hinjagten.

„Ich? Wer bin ich? So gar nicht bekannt weder dem alten, singenden Manne vor mir, noch mir selber, noch den Wasserfluten, noch den Wesen im Dämmerkreise, noch gar jenen Gebirgsgipfeln und Bergzacken, die sich jetzt neu aus den Wolken lösen?"

Er war heiter, wie jetzt fast immer. Und die Welt und er selber kamen ihm jede Stunde nahe, wie neue Enthüllung. Und er erstaunte neu, wie er dann endlich unter Menschen trat. Als das nächtige

Ufer eine lichte Fläche von silberblinkenden Steinen, sich dehnte. Als Leute mit Laternen sich nahten. Als sie das Boot und den Graubart und auch den eigenen Menschen Einhart aus der Nacht herauslichteten. Als er endlich auf den Beinen einherging und sich leibhaftig wiedersah.

Es war ein kleines, italienisches Gasthaus am Strande. Aber es ging darin laut zu. Man spielte in der erleuchteten, offenen Schenkstube und schrie. Einhart fragte nach einem Hotel höher oben, worein bessere Fremde kehrten. Dort saßen zwei junge Frauen einsam an der Hoteltafel, als Einhart eintrat. Die gleich aufmerksam nach ihm herüber blickten.

Er war von schier verzehrter Tiefe in dem sicheren Blick seiner Glutaugen, und ganz sanft und sehr für sich die ganze Reise. Er mußte mit dieser Welt, die um ihn in Neuheiten aufstieg, Tag und Nacht fertig werden. Das rauhe, zitternde Lied des Schiffers klang ihm noch in der Seele wider.

Schon am andern Tage ging Einhart eine freie, sonnige Bergstraße einsam nach Norden zu.

4

Heimweh ist eine verborgene Urmacht. Wer weiß, aus welchem Paradiese der Mensch ausgetrieben? Eine große Fremde ist die Welt.

Und es ist ein anderes, sich in dieser Fremde wissend heimisch machen, also daß man darin seine Wege findet. Ein anderes, aus eigener Schöpferfreude dieser Welt Gestalt und Glanz verleihen, in göttlichem Spiele dem ewigen Heimweh Ahnungen von Stillung und Erfüllung zuzutragen.

Ist es wahr, daß der Künstler aus seinem zutraulichen Hange zu den Wesen und Dingen dieser einen, weiten Sonnenerdenwelt — er allein — die Fremde der Erdentage vergessen machte, das starre Staunen und Ergrausen vor den Mächten in zartes Mitfühlen und Entgegendrängen verwandelte?

Der Erkenner findet sich zurecht in dieser großen Fremde.

Aber der Künstler bildete je und je den Trost, verklärte die ewigen Irrtümer alles Lebendigen in Leidensstufen des Aufgangs, machte aus den Sünden der Seele den großen Preis des Lebens, verriet uns und verrät uns immer neu die innige Bruderschaft zu Stein und Quelle, daß wir in Einöden

und Felsengebirgen nicht mehr erzittern, gab den Vögeln unter dem Himmel und den Fischen im Meer Namen und Sprache und schuf Hoffnungen, daß wir mit Augen Paradiese wähnen.

So ungefähr war es Einhart im Blute immer lebendig gewesen.

Einhart hatte daheim eine richtige Auferstehung gefeiert. Die Zeit der Wanderschaft, die er ein Jahr mit leidenschaftlichem Sinn betrieben, lag jetzt längst hinter ihm. Er war durch die Reichtümer fremder Länder, durch die Fülle wirklichen Weltschauens mit offenem Verlangen hindurch gewandert und hatte Herz und Sinne voller Dränge mit heimgebracht. Und Ahnungen genug.

Und sein Blick wurde reich. Seine Freiheit zu bilden, war gewachsen. Auch seine Andacht vor dem Geheimnis allenthalben war groß geworden, und seine mitleidigen Gefühle für die Übermenge derer, die in den Vorhöfen ihrer Sehnsuchten grau in grau wie die zerlumpten Bettelleute vor den Türen der blumengeschmückten Osterkirchen hoffnungslos harren.

Alle Dinge weichen zurück in der Zeit. Man weiß zuletzt nicht, ob sie einmal wirklich gewesen? So ist

alles Geschehene nur wie ein Bild, das kleiner und blasser hintreibt und eines Tages nicht ist. Seit Johanna starb, war ein Jahrzehnt und manches Jahr noch vergangen. In solchem Zeitraum bleichen viele Dinge. Und die Luft um manche Seele wird kühl wie Herbstluft.

Einhart war nicht Kind noch Jüngling mehr. Seine Stirn hatte Falten, die aus der grabenden Verinnerlichung seines Prüfens sich längst tief eingezeichnet. Seine feinen Lippen lagen streng. Eine tiefe Furche zog sich zwischen der mageren Nase und den herben Mundwinkeln hin, die seinem Gesicht einen Hauch von Gram aufprägte, eine unbestimmte Schicksalsbegleitung, die nie ganz stille wurde, auch wenn seine Augen mit Feuerfunken gütig blickten, und sein Lächeln von sanfter Einfalt über die gelbgrauen Züge huschte. Er war ein wenig grauhaarig geworden. Als er es zufällig entdeckt hatte, hatte er gelacht.

Einhart hatte Menschen und Dingen gegenüber eine völlige Ruhe gewonnen. Er hatte sich jetzt ein Lebenlang gewöhnt, Wesen und Ereignisse zu betrachten, wie ein überlegener Zuschauer das Getümmel auf einer Stadtstraße ansieht. Oder öfter

noch, wie ein leidenschaftlicher Sammler den schö-
nen, blauen Libellen mit Netz und Nadel nach-
trachtet, um sie für seine Schaukästen einzufangen,
mag auch solcher Schönheit eigene Seele dabei ver-
hauchen.

Einhart war wirklich ein Meister geworden. Wenn
Meisterschaft der Name ist nicht für ein rundes,
sicheres Können, sondern für das zähe Vorwärts-
ringen zum eigensten Eigentum, für die ewig ringende
Mühewaltung, also daß die Blöcke, die er aus dem
Steinbruch brach, manchmal nur halb behauen nie-
derfielen, immer eigenartig genug, aber oft halb
begreiflich zuerst, nicht gleich bekannt und geliebt
und glatt, daß sie dem herkömmlichen Gefühl oft
trotzten.

Einharts Meisterschaft lag auch in der Kraft seines
Standpunktes. Nie hätte er sich zum herkömmlichen
und durchschnittlichen Formwerke je aus seiner Höhe
zurück gewandt, den eigenen Blick voll innigster Ver-
wöhnung aussendend, so daß ein Jugendzug in seinen
Mienen geblieben, etwas wie Demut, etwas, das
wie im Kinde selber immer noch gläubig und traulich
das Letzte erwartet.

Das kleine, weiße Haus mit den grünen Jalousien,

das Einhart gemietet hatte, lag vor der Stadt. Sein großer Atelierraum war jetzt mit mancherlei köstlichen Dingen behangen, feinen, gestickten Seiden und blaßfarbigen Teppichen. Auch zwei antike Grabreliefs hingen da. Bequeme Liegestühle standen auf weichen Tierfellen herum. Und eine Menge gerahmter und ungerahmter Leinwanden waren gegen die Wände gestellt oder ragten auf Staffeleien. Ein kleiner Diener, ein wenig zu kurz geraten in einem sehr langen, blauen Arbeitskittel, Schwenkfeld genannt, der außerdem sechs Finger statt fünf an jeder Hand besaß, ging dienstwillig in Hof und Werkstatt um. Und eine weißhaarige, bebrillte Konditorswitwe versah als Wärterin Küche und Wohnstätte.

Und Einhart sah jetzt die Fülle getaner Arbeit mit Zufriedenheit an. Er war verwundert, wie es möglich gewesen, so die Zeit ungehört hingehen zu sehen und nicht zu achten. Es dünkte ihn, daß er in den neuen Werken sich endlich rein gewaschen von aller Absicht. Ganz nur der göttliche Zufall hatte gewaltet. Und der selige Einfall hatte die Gesichte herzugetragen. Er wußte längst, daß es sich nicht erjagen läßt. Daß die Schönheit auch im schaffenden Leben kommen muß, einem selber zum

Erschauern, wie die geheimnisvollen, kristallenen Spiegelungen im Wassergrunde hintreiben, indes der Blick verloren in den Waldsee eintaucht. Es war jetzt wirklich nur in freiem Reigen heran gekommen die ganze Zeit.

Er hatte allen Ernst völlig abgeschüttelt und lebte neu und neu eine Zeit unmittelbaren Frohgefühles an den Dingen. Die Jahre, die er mit einer vergrabenen Sucht nach dem Sinn gelebt, deuchten ihm überwunden. Die Bilder, die er augenblicklich zu einer Sonderausstellung das erste Mal vereinigen wollte, würden es zeigen, welchen Weg er genommen. Die Frische seiner Pinselstriche war überraschend.

Und Einharts Losgebundenheit von aller Überlieferung hatte das ganze Jahr angehalten. Festliche Gefühle, eine Welt der sonderlichsten Einfachheit, schöne Leiber in freien Bewegungen, einfältige, beglückende Landschaften, darin man leben mochte wie auf Paradieswiesen, inniges Menschentum in Ausdruck und Gebärden. Auch manche heimlichen Triebe der Menschenseele offenbarte Einhart in seinen Tafeln mit seltsam herbem Formgefühl. Er sagte viele Male, daß er zu einer reinen Kindsleiden=

schaft zurückgekehrt wäre. Daß er sich von aller Tiefe, aller Bedeutung, aller Richtung frei gemacht hätte zum einfachen Lieben der Dinge, zu lebendiger Schönheit, zum echten, sonnenhellen Spiele der Kunst.

So hatte Einhart nach seiner Heimkehr Sommer und Winter lang einsam gelebt und gearbeitet. Nun begann wieder Frühling zu werden. Als er im Malkittel in seinen Garten trat, darin, wie er einzog, Rosen geblüht hatten, zog ihn jetzt ein Ruch von jungen Veilchen fröhlich an. Er bückte sich und wühlte unter feuchtem, altem Laube kleine, weiche, blaue Blumen, die Lieblinge des Menschenherzens, ganz ans Licht.

Einhart stand ewig. Er hielt die Veilchenköpfchen sorglich aufgerichtet über der braunen Erde, ohne sie zu brechen. Er ging am Beete entlang Schritt für Schritt, allen kleinen, blauen Blumen, die ans Licht drängten, die Last des alten Laubes fortzuräumen. Er sah auch lange in die Ferne hinaus. Freie Felder lagen nach einer Seite um sein Haus. Der blaukittelige Schwenkfeld stand am Fenster des Ateliers und lachte verstohlen hinter dem blaßgrünen Vorhang hervor,

weil er den Meister lächeln gesehen. Die ferne Birkenallee hatte einen Duft von Dunkelröte gegen den milchigblauen Morgenhimmel. Die braunen Knospen drängten.

Einhart war noch immer stehen geblieben. Auch als man schon einige Kisten für die Frühlingsausstellung auf den schweren Speditionswagen aufgepackt, und das Gefährt mit den plumpen Rappen und dem vierschrötigen Kutscher längst dröhnend um die Straßenbiegung verschwunden war.

Einharts Stirn schien jetzt im Lichte des Vorfrühlings bleich und frei. Er strich sich einen Strähn seiner Dunkelhaare aus der Stirn.

„Ach du Gott im Himmel!" sagte er. „Ich vermale das ganze Leben und die schönste Stunde!"

Schwenkfeld hatte an dem Morgen lange vergeblich gewartet, daß der Meister irgend eine Arbeit vornehmen würde.

Einhart saß dann zurückgelehnt in einem Lehnstuhl und rauchte eilig. Und lief wieder hinaus und sah in die Ferne. Es hatte ihn fast erschrocken, wie er merkte, daß der neue Frühling sich schon zu

regen begann. Weil er plötzlich keinen Ausweg zum Leben offen sah.

Wie Einhart dann ausging gegen die Stadt zu, wollte er an verschiedenen Türen pochen. An Poncets. Aber er zögerte. Er wußte nicht, wie bei Poncet finden, was er in dem Frühling suchen ging. An dem Portale der Gräfin Schleh. Aber er zögerte auch hier, weil er wußte, daß drinnen seine Ahnungen vielleicht still würden über tausend Dingen des vornehmen Behagens.

So war er zurückgegangen, lief weiter hinaus die Chaussee und dann einen Feldweg hin, bis wo voll frischen Grüns eine schmale Wiese leuchtend dalag, feucht umweht, hinter einem kleinen Saumhügel voll Jungwald, der auch im Lichte stand.

Einige Weidenknorren reckten sich mit Blütenräupchen über den Bach. Die Wellen, klar und kühl, schäumten und gurgelten. In kleinen Gruppen lebten schlohweiße Schneeglöckchen auf im grünen Grase.

Meister Einhart war ein rechter, loser Zigeuner. Hut und Stock hatte er irgendwo hingeworfen. Er

pflückte die kühlen, frischen Blumen in seine braunen Hände. Er war voll tiefen Erstaunens. Er trug die weißen, reinen, kleinen Kelche wie neue, verschlafene Wunder sorglich in den Händen vor sich und vergaß sich ganz in deren Anschauen.

5

Der Sommer war für Einhart überreich an Arbeit hingegangen. Nachdem ihn erst die Frühlingsfeier eine flüchtige Weile untätig eingesponnen, und nachdem ihm dann die Ausstellung seiner neuen Bilder zum ersten Male eine erlesene Auszeichnung eingetragen, war er mit viel selbstvergessener Laune und Heiterkeit aufs Radieren verfallen, daß buchstäblich gar nicht für ihn daran zu denken gewesen, aufs Land oder an die See zu gehen.

Im Herbst noch zu rechter Zeit weckte ihn ein Brief der Gräfin Schleh zum Leben. Sie schrieb:

„Lieber Meister! Kommen Sie! Sie finden liebe Gäste. Auch teilnehmende Menschen in der Nachbarschaft. Traurige und Fröhliche! Und Völker von Rebhühnern sitzen im hohen Mais und streichen rauschend von dannen, wenn Sie nahe gehen. Früchte hängen im Obstgarten an den Bäumen. Feigen an den Spalieren. Und Jung und Alt hat den Glanz des Herbstes in den Augen, und goldene Fäden um Stirn und Wange oder in den Kleidern. Kommen Sie, lieber Meister Selle!"

Der Brief hatte Einhart lachen gemacht. Er hatte dann Finis unter das Blatt geschrieben, das er vor sich hatte, hatte auch noch um das Wort allerlei spielende Kinder und lachende Gesichter gezeichnet. Und dann befand er sich bald auf dem weißen Schlosse der Gräfin.

Die alte Dame empfing ihn in einem gewölbten Zimmer zu ebener Erde, darin die Wände einfach weiß getüncht und die behaglichen Möbelstücke mit dunklem Leder überzogen waren. Auch einige alte, bunte Stiche, Szenen aus dem Schäferleben darstellend, in dunklen Rahmen, erhöhten das Bild alteingesessener, friedsamer Beschaulichkeit.

Die alte, leicht verwachsene, sonngebräunte Gräfin war voller Güte. Sie saß in einem blaßseidenen, weiten Reifrock und griff nach einem Stabe, als sie sich von dem schweren Ledersessel aufhob.

Ein gelbfleckiger, mächtiger Bernhardiner stand oder ging gutmütig neben ihr.

Die vornehme Frau sprach zu Einhart mit ihrer liebenswürdigsten Teilnahme, daß ihre kleinen, ausdrucksvollen Augen lachten und ihre feuchten, vollen Lippen lachten. Sie zeigte ihm auch gleich nur ganz nebenbei eine Sammlung edler Steine, die

zufällig noch dastand, das Vermächtnis eines unverheirateten Sonderlings, köstliche, juwelische Dinge von hohem Werte, ein ganzer Kasten voll, in Seidenlager eingebettet ein jedes Stück, noch ungefaßte, seltene Kleinodien aus aller Herren Ländern. Man trat auch gleich einen Augenblick auf die Terrasse hinaus, um in den Park und in die alten Silberkuppeln hundertjähriger Pappelbäume hineinzusehen.

Dann führte ihn die heitere Herrin, immer geschäftig plaudernd, durch das lichte, weite Treppenhaus, worin einige Diener herumstanden. Und an den eisengetriebenen Geländern hinauf in die oberen Zimmer und Säle. Auch durch den weiten Rundbau der großen Bibliothek führte sie ihn, zeigte und erklärte ihm dort zwei goldene, indische Götzenaltäre, die einander gegenüber an der Wand standen und die den heimlichen Ton einer tiefen, leidenschaftlichen Andacht hineinzutragen schienen in die Stille und unter die Überfülle kostbarer, alter Bücherreihen an den hohen Wänden. Auch auf einzelne silberne Plaketten, die an dem blanken, braunen Eichengetäfel zwischen den mächtigen Pergamentrücken alter Handschrif-

ten angebracht waren, wies ihn die alte Dame sorglich hin.

Alles war für Einhart nur ein erster Hauch von einem eigenen, selbstsicheren Leben in Macht und Schönheit.

Man war dabei schon wieder auf den steinernen Altan hinausgelangt, um den Blick über purpurrote Beetornamente hinüber auf eine weite Wiesenfläche des Parkes zu tun.

Bei Tafel saß man in einem lichten, geräumigen Saale, dessen Deckengewölbe und Wände nur ebenfalls ganz in Weiß mit leicht erhabenen, freien Blumengewinden verziert waren. Einhart hatte seinen Platz neben der Herrin des Schlosses. Sie zeichnete ihn aus, wo sie konnte. Einige junge Komtessen, die in helle Seiden gekleidet, warfen dann und wann prüfende Blicke auf den neu angekommenen, zigeunerischen Meister Einhart, der an dem ersten Tage nur zu den schelmischen Worten seiner lustigen, graugescheitelten Nachbarin und oft auch zu den Bemerkungen einer alten, gebrechlichen Exzellenz, eines Grundherrn der Nachbarschaft, der hier zu Besuch war, herzlich lächelte.

Sonst bequemte sich Einhart gar nicht, aus seiner

Stille herauszugehen. Graf Karol, ein junger Abgeordneter, „einer der kühnsten Fahrer und Reiter im Lande", wie die alte Gräfin Einhart zugeflüstert, hatte es ein paarmal versucht, Einhart aus seiner Stummheit herauszulocken. Auch Komtesse Helena, eine sehr muntere, junge Verwandte der Gräfin Schleh, die sehr große und sehr blaue Augen hatte, und eine leichtwogende Stimme, die auch unsäglich melodiös kicherte, hatte die Rede, die Graf Karol über die Kunst begonnen, fortzusetzen versucht.

Nichts war gelungen. Einhart war nun einmal unerweckllich geblieben, erfüllt von der köstlichen Reine und Kühle des Raumes. Er schmeckte und fühlte heimlich die atemlose Stille, mit der die reiche Dienerschaft in bunter Livree lautlos tätig um die Tafelnden umging. Sein lächelnder Blick ging zuweilen achtlos um den oder jenen, der am Tische saß. Einhart fühlte den Sonnenschein durch die hohen Bogenfenster über die vollen Purpurblumen hereingleiten, die in üppiger Silberschale mitten auf dem weißen Tafeltuch ragten, sah das süße Licht über köstliche Spitzen und Seiden und Federflaume, über junge, heitere Köpfe und zarte

Schultern fließen und in den Kelchen und Schalen glutrot und weingolden funkeln und blinken.

Das alles war Meister Einhart einstweilen Ereignis genug, erfüllt und stumm zu sein.

Das Gespräch an der Tafel war schließlich über Einhart hinweggegangen. Man hatte von dem Bau einer Eisenbahn geredet, die für die Landschaft in Aussicht genommen. Und Graf Karol erörterte dann mit dem alten Burgherrn hin und her Vermutungen, die sie über die Besetzung einiger freigewordener, hoher Regierungsstellen wechselseitig hegten.

Nur einmal war plötzlich tiefe Ruhe eingetreten.

Das war, als die Diener das Wildgeflügel hereintrugen, und der alte, gebrechliche Burgherr, die Exzellenz, dazu ausdrücklich bemerkt hatte, daß ein alter Mann immer beim Essen sehr sorgfältig verfahren, aber daß er „beiläufig" beim Wildgeflügel um jeden Preis schweigen müsse. Es war darnach wirklich eine tiefe Schweigsamkeit eingebrochen. Daß man die sorglichen Tritte der Diener leise gehört und dann ebenso schnell allgemein in ein herzliches Gelächter ausgebrochen war.

Und ein jeder an der Tafel hatte dann und wann und auch dabei den Meister Einhart flüchtig und verstohlen angesehen.

Als man nach Tisch auf den Terrassenvorsprung hinausgetreten, waren alle voll Güte gegen Einhart. Einhart trug ein volles Festgefühl in sich.

Man stand an eines Marmorschlosses besonnter, weißer Terrasse. Frische, bunte Blumengewinde hingen um die steinerne Brüstung und von den Pfeilern nieder. Die jungen, lieblichen Mädchen reichten in köstlichen Schalen den Tee. Komtesse Helena bediente Einhart, trug ihm selbst die silbernen Tabletten mit feinen Gebäcken zu und lächelte ihm zu mit Anmut.

Weithin in Sonne lag das Grün der Wiesen, ragten die uralten Pappelwipfel und warfen Riesenschatten in die Runde. Man saß bald unter den großen Schirmen, indes man den Tee einsog, die Sonne warm und stumm glühte, und der blaue Zigarettenduft sich träge in die Sonnenluft einspann.

Dann rollten Wagen auf dem schattigen Parkwege her. Es gab eine verhaltene Bewegung unter

denen, die am Tische saßen. Dann ein sanftes Begrüßen in die Ferne.

Die Jungen alle hatten sich erhoben und liefen vor die Schloßfront. Einhart mit der alten Gräfin und die gebrechliche Exzellenz, die sich im Lehnstuhl zurückbog und sich nicht rührte, waren allein sitzengeblieben.

„Meine geliebte Nichte," erklärte gleich die alte Gräfin. „Sie wohnen in unserer nächsten Nachbarschaft. Komtesse Josepha Renauld, des alten Landmarschalls Renauld einzige Tochter," sagte sie. Dann nahm sie vollends eine sanfte Kummermiene an.

„Oh, Meister Selle! Sie bringt eine sehr liebe, sehr traurige Frau mit. Verena von der Trau. Denken Sie! Diese junge Frau ist kaum dreiundzwanzig Jahre alt und trägt schon an der sonderbarsten Schickung. Sie hat auf unbegreifliche Weise ihren Mann verloren. Mitten aus der glücklichsten Ehe. Was sage ich? Sie lebten wie Kinder. Denken Sie! Durch Selbstmord! Man wird es nie erklären können. Verena ist aus ihrem Erstaunen gar nicht mehr aufzuwecken. Sie sang früher wunderbar. Reich und fromm klang die

Stimme. Sie hatte immer etwas Seliges im Laut. Und doch auch herb wieder wie der erste Frühlingswind. Oh, sie denkt gar nicht mehr an dergleichen. Sie lebt schon mehr als zwei Jahre nur so hin in Meditationen. Meine geliebte Nichte müht sich sehr um sie. Und es gelingt ihr auch. Es gelingt ihr, Verena wenigstens in der ländlichen Stille zurückzuhalten."

So erzählte die alte Gräfin.

„Es ist gar nicht zu sagen," spann sie ihre Erzählung weiter, „welche stille Schönheit in ihr brannte in ihrer Mädchenzeit. Und welche Erstarrung über sie gekommen ist."

Aber Einhart hatte sich dann erhoben, weil die alte Dame ihre Handarbeit neben die Teetasse hinschob, um den Ankommenden jetzt auch entgegenzugehen. Und weil er sich von der Neuheit seiner Eindrücke etwas zu erholen wünschte, bat er, daß man ihm erlauben möge, eine einsame Streiferei in den Park und die nächste Umgebung zu tun, um, wie er launig zu der Gräfin sagte, erst einmal deutlich mit Augen anzusehen, wo er sich denn eigentlich befände?

6

Verena war eine jungfräuliche Frau, eine schlanke, schwebende Junge in schwarzen Flören. Komtesse Josepha ging mit sorgendem Blick zärtlich hütend um sie. Und die Gesellschaftsdame, eine alte Baronin, die außermaßen verbindlich und steif und blinzelnd etwas hinterdrein kam, sowie die jungen Herrschaften, die mit den Ankommenden jetzt auf die Terrasse hinausgetreten, alle schienen in ihren gemessenen Gebärden anzudeuten, daß ein unbegreifliches Schicksal nun in ihrer Mitte stand.

Allenthalben hatte die schwebende, schlanke, verschleierte Verena den Vortritt.

Auch die alte Exzellenz erhob sich wie erschreckt, als sie Verena vor sich sah, und küßte der Trauernden die Hand, ohne etwas zu sagen. Es schien in diesem Augenblicke, als wenn eine Heilige mit einer Trauerbotschaft hereingetreten, und als wenn alle erstarrt wären.

Um Verena wehte es wie Märzluft. Sie schien von der Fahrt ein wenig gerötet. Aber gar nicht sonst erweckt aus ihrer tiefen Stille.

Man hatte bei der Begrüßung nur flüchtig leise

Worte gewechselt. Jetzt war man lange stumm. Alle, auch die Jungen, lauschten sozusagen auf ein erlösendes Wort, das aus den leichtgereckten, flaumigen Lippen von Verena kommen würde, die wie eine Rätselträgerin aufgerichtet dastand.

Verena hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Da enthüllte sich ein Gesicht, rosig und streng, wie ein Engel von Fra Angelico, mit einem lieblichen, scheuen, graudunklen Auge. Es lächelte verloren zur alten Gräfin Schleh hinüber, als man sich endlich in die Runde niedergelassen hatte, und die Diener den Ankömmlingen den Tee zu reichen begannen.

Dann waren die graudunklen Augen Verenas lange über die durchschatteten Parkwiesen hingewandert, wie ziellos, und doch heimlich suchend, und wie wenn es aus dem warm besonnten Dufte der Aue aufsteigen könnte.

Ein goldener Tag fing an zu vergehen. Die sinkende Sonne glänzte in Blatt und Zweigen. Strahlengarben schossen zwischen den Baumwipfeln hindurch. Und allenthalben in Blattwerk und den hohen Blumenstauden schwebten und zitterten in der Luft goldene Gespinste.

Die alte Schloßherrin sah oft mit Zärtlichkeit zu Verena.

Man plauderte allmählich wirklich. Verena pries den Abendfrieden. Man begann von fernen, schönen Dingen zu reden. Von den seltsamen Reizen der Tage, darüber die Jahreszeiten Blüten oder Früchte, goldene Blätter oder weiche Flocken verstreuen. Von dem Leben einer Seele hinter allen Dingen und Schicksalen. Von dem Geheimnis der hier auf Erden unerfüllten Schicksalsläufe. Und wohin die Seelen wohl eingingen, die hier ihren Lauf noch nicht vollendet? Von der Liebe, die wie das Licht wäre, nie stürbe, nur erlöschte, daß es wer weiß welche heimliche Macht immer neu erwecken könnte. Verena schien in solchen Meditationen über sich und die Welt zu leben.

Die alte Gräfin Schleh hatte fortwährend einen verklärten, ängstlichen Ausdruck voll Güte, sah Verena oft von der Seite an, wie gehalten und streng sie dasaß, und war heimlich wie ergeben in den vibrierenden, leisen Stimmton der Trauernden.

Verena war dann lange brennend solchen Rätselbetrachtungen hingegeben. Es ließ sie nicht los. Sie beherrschte sanftredend oder auch eine Weile

tiefstumm den ganzen Kreis. Sie sah in jedes der Gesichter um sie manchmal fragend und grabend hinein, auch wohl unversehens mit einer unsäglich jungen Zärtlichkeit, die wie warme Sonne aufleuchtete.

Keiner der Anwesenden hätte sich auch nur eine Weile von dem Spiel ihrer stillen Mienen weggewendet. Jeder, auch die jungen Komtessen und die alte Exzellenz, blickten liebend auf den feinen, roten Mund und in das blaßsommersprossige, schmale Frauengesicht. Und alle erstaunten heimlich über die Kraft und den Frieden, womit die graudunklen Augen Verenas Harm aussäen konnten und ein hoffnungsloses Ergraben.

Die Linie ihres Kinnes und Halses, wenn sie den Dunkelschleier noch mehr zurückstrich und beim sanften Reden den Kopf ein wenig reckte, nahm eine einzige Schönheit an. Sie ragte dann in ihren schlichten, aschblonden Scheiteln im Raume gleichsam wie eine heilige Bildung für sich.

Als Einhart wieder auf der Terrasse erschien, neigte sich die Sonne tief dem Horizonte zu. Man hatte sich unter dem Eindruck der Düsternis, die aus Verena ausgegangen, neu ganz stumm dem

Anblick der verquellenden Sonnenfeuer hingegeben. Man sah die Sonnenscheibe langsam einsinken, starrte der blitzenden, zückenden Erstrahlung nach und hatte dabei lange geschwiegen.

Aber Einhart kam ganz achtlos.. Er hatte den Sommerhut in der Rechten und brachte eine lose Freude in seinen lächelnden, graugelben Zügen. Er grüßte schon von ferne heiter und verbindlich. Er hatte zum ersten Male über die weiten Ebenen hinausgestaunt, die sich dicht hinter den Gutsgebäuden und dem Parke dehnten. Er hatte in diesem Augenblicke etwas an sich wie von einem fremdartigen Wanderleben.

Als ihn die alte Schloßherrin vorstellte, sah er mit Funkelglanz seiner Augen in jedes Auge hinein. Ohne doch zu sehen. So war er erfüllt.

Er begann die Landschaft fröhlich zu rühmen und rühmte das seltene Glück solchen Aufenthaltes. Nicht mit lauten Worten. Mit einer Art, die sich launig und leise nur hinausgab, vorsichtig die Eindrücke ertastend, aber mit einem Gefühl der sicheren Frische jetzt aus einer Welt, die ihm deutlich im Auge stand.

Erst lange nach seinen Worten hatte er die junge

Frau in dunklen Flören neu angesehen. Da erst begann er zu merken, daß er in eine weihevolle Ruhe mit seiner Freude hineingesprochen. Er sah sich die neu Angekommenen jetzt noch einmal wie absichtslos behutsam an. Indes er nun auch stumm der gleichgültig gewichtigen Rede lauschte, womit die alte Baronin die entstandene Pause der Unterhaltung, ganz in fernliegenden, selbstgefälligen Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit befangen, auszufüllen sich bemühte.

Und Einhart vergaß sich dabei ganz in dem Anblick Verenas. Es däuchte ihn, daß er noch nie eine solch erschrockene Scheu, eine solche rosige, stille Heilige mit Augen gesehen. Und daß er noch nie ein solches erzitterndes Glück aus einer Menschenstimme je hallen gehört, als Verena mit leisem Worte zum Aufbruch mahnte.

Er war gleich völlig betroffen.

Und er ging zurückhaltend und in Gedanken mit bis zum Schloßportal, wo die Wagen standen und warteten.

Die alte Gräfin Schleh schritt auf dem abendbeglühten Kieswege neben Verena. Man sah, daß sie zutraulich zu der jungfräulichen Trauerfrau

redete. Die Gräfin sprach von Einharts Kunst. Sie machte Rühmens. Verena erinnerte sich ferne manches aus des Meisters Werkstatt, das sie früher angesehen. Sie erinnerte sich wohl auch seines ausgezeichneten Namens. Sie stieg nicht gleich in den Wagen ein, den der Diener eine Weile geöffnet hielt. Man legte ihr einen weichen, langen Pelzmantel um, wobei auch Komtesse Josepha Verena liebend behilflich war.

Verena sah erstaunt zu Einhart hinüber, der zurückstand. Und weil ihn die jugendliche Hoheit ihrer Schwermut gleichermaßen wie der andächtige Rätselton ihrer Stimme und ihr blasses, köstliches Haar unversehens hingerissen, fehlte nicht viel, daß er sich ihr plötzlich leidenschaftlich genähert. Aber er stand doch nur ernst und aufgerichtet und grüßte nur mit einer fast kindlichen, tiefen Verbeugung.

7

Einharts Art zu erleben war in diesen ersten Tagen wie immer heiß und sonderbar. Die erste Nacht im Schlosse konnte er lange keine Ruhe finden. Es war eine stille, ziemlich dunkle Reifnacht, darin die Zweige von der Kälte knickten und fielen. Er hatte lange am Fenster gestanden und in die unbestimmten Dämmer auf den grauen Wiesen hineingesehen. Die Sterne waren spitz und klein und gaben nur wenig Schein auf die Erde.

Und Einharts treibende Erinnerungen kamen in ihm auf und trieben hin mit zerfließenden Säumen leicht wie Nebelfrauen. Er sehnte sich. Er begann unbestimmt nach etwas zu trachten und dachte an dies und das, was vergangen war mit Sturmeseile und zerschellt, wie ein bekränztes Boot an einer Nebelklippe.

Das Schloß lag in tiefer Stummheit. Da, hinter den hohen Bäumen, die wie Schattenkuppeln hoch ragten, dehnte sich ins Ungewisse die lautlose Steppe, von seinem Auge jetzt ungesehen. Und doch seinem Lauschen ganz nahe. Daß sie in seinem Blute wie der ewige Ton einer Muschel sang und summte von der Freiheit, die dort gebreitet lag.

Und in Einharts Auge, das sich halbschließend ein Spiel machte, zu träumen, stiegen die Dunkelheiten in Gestalt auf und schwanden langsam vorüber.

Einhart stand am offenen Fenster, darein der Nachthauch quoll und wie ein Ruch von verwelkendem Laube.

Er fühlte auch, daß er ein wenig fröstelte.

Aber die dunkle Nacht, in die er ganz für sich sengend hineinsah, hatte tausend Gesichter. Da kamen viele, die gestorben waren und verweht. Warum kamen sie in dieser Stunde? Da kam allerlei springendes Volk, und verhuschend schienen die Glanzlichter kindlicher Blicke vorüberzuziehen.

Seiner Mutter heißes Augenfeuer begann lange wie ein Stern im Dunkel vor ihm zu brennen.

Einhart hatte wohl nie im Leben geweint. Er hätte jetzt vielleicht zum ersten Mal eine Träne gehabt, wenn nicht sein Auge sich gleich dem wirklichen Nachtbilde draußen noch weiter aufgetan.

Draußen fielen im Scheine des Lichtes, das von hinter ihm in die hohen Kronen der Weymutskiefern blassen Glanz warf, einige blinkende Zweige nieder, und es klang wie zerbrochen. Der knickende

Laut weckte ihn einen Augenblick aus seiner tiefen, traumumfangenen Erstarrung.

Warum er nur so unruhvoll umfangen war von Vergangenem?

Er hatte sich mit einem wahren Herzenshunger zu sehnen angefangen.

Es waren alles Ungewißheiten, wie oft bei Einhart. Es waren Träume, die leibhaftig aufwuchsen. Es waren Visionen, die ihn jetzt plötzlich zu zerreißen begannen.

Alles Vergangene lebt wer weiß wo in einem fernen Reiche immer lebendig und kann wohl in Stunden der Qual oder der Ahnung wie ein Reigen uns umtanzen und uns bedrängen.

Einhart sann nach. Da standen auch aufrecht manche Menschen, die er nie gekannt. Deutliche, klare Gesichter unter denen, die ihm einmal nahe gewesen. Das Gesicht eines alten Schiffermannes hob sich vor ihm aus der Dämmerung so hell im Nachtgewirr, daß er wie gebannt dem großen, klaren Auge wie in den Grund sah.

Einhart konnte gar nicht der Gedankenspiele Herr werden. Er kannte das Gesicht nicht, das vor ihm gestanden und das jetzt vergangen war mit Blitzes=

schnelle. Als wenn man es plötzlich wie ein Licht ausgelöscht. Dann besann er sich, weil er immer noch den Mund sprechen hörte von Sehnsucht.

Etwas war jetzt in ihm nur brennende Sehnsucht. Er dachte zurück an Johanna. Etwas war damals Erfüllung gewesen, redete es in ihm, und war doch nicht erlöst worden.

Johannas Wesen wehte wie eine treibende Minne mit langen Flören um ihn. Wie ein dunkler, unheimlicher Nachtvogel, wie eine grenzenlose Schwermut. Daß Einharts Herz sich wie im Krampfe zerpreßte, und er unversehens wie gescheucht vom Fenster zurücksprang, von dem schwarzen Flügelaste der Weymutskiefer angerührt, der zufällig gegen das Fenster griff.

Oh! Daß er jetzt wußte, warum sich seine Seele in der dunklen Nacht ganz vereinsamt und tief versunken zu härmen begonnen.

Jene Frau in Flören war nicht Johanna. Johanna war eine Sanfte, eine zärtliche Blüte, eine Ahnungslose, eine kleine, liebende Seele, eine, in der im Wunder des eigenen Daseins die Goldsäume der Liebe flüchtig um die Dinge gegangen. Die nichts gewollt, als eine andere Seele suchen

und finden, und nichts begehrte aus ihrer eigenen Brunnentiefe. Johanna war wie ein kleiner Lerchenvogel ins Blaue emporgeschnellt, hatte beglückt auf einem Himmelsflecke stillgestanden, in jedem Morgen neu die Welt lieblich besingend. Und doch auch mit der heimlichen Wunde, die wer weiß welche Sehnsucht der Seele eingebrannt.

Aber das Bild Johannas stand gar nicht vor Einharts Augen. Verena hieß die Frau in schwarzen Flören. Verena zog in der Nacht über die Baumhäupter. Zog in der Reifkälte wie eine dunkle Trauer hin. Zog jetzt in tiefer Stummheit in ihren weiten Mantel gehüllt. Trug eine Seele hin. Trug und herzte sie, wie eine Mutter ein Kindlein herzt. Trug eines Mannes enttäuschte Seele klagend empor an ihrer Brust.

Einhart war von der Vision völlig erregt und erschüttert.

Jetzt begann er zu fühlen, daß sein Herz eines weichen Mantels bedurfte, darein man es hülle, damit es noch einmal rätselgebunden und selig gleichermaßen emporschwebe. Damit es noch einmal ganz aus der Tiefe neu zu leben beginne.

Einhart war so hingenommen von dem auf-

quellenden Verlangen nach dieser Vision, daß er die Augen wie im Fieber weit aufgerissen, daß er wie im Traumschrecken beinahe laut gerufen hätte, daß er sich sehnte, wie ein Wahnwitziger, wie ein Hungernder, und in einem wahren Herztumulte dastand.

Er war dann ganz erwacht. Er war langsam zu sich gekommen und lächelte. Es waren alles nur Gänge der eigenen Traumerregung, die mit dem wunderlichen Tiefklang kamen und gingen.

Draußen lag die Nacht noch immer stumm. Es lockte ihn sich zu kühlen. Er ging durch die matterleuchteten Korridore und ließ sich von einem wachenden Diener das große Schloßportal auftun, um in den blassen Nachtschein zu treten.

So ging er hin.

Im Teiche tanzte ein Stern in den Kräuselungen, die ein kaum spürbarer Hauch auftrieb. Die Schwäne wie kaum sichtbare, graue Schemen strichen heran und quiekten leise klagend.

Einhart hatte die Düsternis von sich getan. Er ging sichern Schrittes und hörte seine knirschenden Tritte. Und lief im weiten Bogen des grauen Kiesweges hin, bis wo noch im Abendschein Verena gesessen.

Auf der Terrasse stand noch der Stuhl, und lag ein dunkles Spitzentuch über seiner Lehne. Offenbar hatte es Verena vergessen. Es duftete wie ein Hauch von ihrem Leben. Und wie eine fremde Blume schien ihren Atem in die Nacht zu geben.

Einhart hatte sich in einer leidenschaftlichen Vertiefung in den Stuhl niedergesetzt, worauf er am Nachmittage Verena gegenüber gesessen. Nun saß er und saß.

Er kämpfte vergeblich gegen seine Gesichte. Kämpfte vergeblich gegen die wache Inbrunst seiner Träume . . .

Ein Wächter, der im Morgengrauen an der Terrasse beobachtend vorüberging, fand dann Einhart dort in dem großen Korbstuhl ganz erstarrt eingeschlafen.

Wie ein Hund seinem Herrn auf der Spur folgt und auf seinem Grabe sich zu Tode verzehrt nach seiner Seele und verhungert, so war es über Einhart gekommen. Daß er erst im Morgenlichte alles ganz vergaß, als er sich endlich in seinem Bette befand, einige Stunden ruhig eingeschlafen und von weiten Ebenen träumend, darin er mit irgend einer fremden Frau hinschritt.

8

Einhart war am andern Tage ganz frei und froh. Er war heiter und bereit zur Wanderung im Parke und zu Fahrten in die Meierhöfe. Und war ein bevorzugter Gast im Schlosse. Daß er Nachtgespenster gesehen, das hatte sein Blut im Lichte noch vollends vergessen.

Er war am Morgen vom Kammerdiener rechtzeitig geweckt worden. Und man vergnügte sich erst eine Weile im Anschauen einiger Kunstblätter in der Bibliothek, ehe man in ein kleines Gehölz hinausgefahren, wo auch schließlich die Diener auf weißen Tüchern am Waldboden das Frühstück aufgestellt, und wo man im Kreise darumgesessen, viel geplaudert und gelacht hatte.

Und Tage gingen dann in solchem Behagen hin und in der Fülle Freiheit, die unter allen Menschen hier herrschte.

Das Schloß der Gräfin Schleh lag ein wenig entfernt von den zahlreichen Gutsgebäuden auf einem kleinen Hügel mitten in dem uralten Parke. Die blaue Flagge Derer von Schleh wehte hoch vom Turme in die Lande. Um den Park dehnten sich nach einer Seite die Weiden.

Einhart durchschritt oft einsam die stillen Schattengänge des Parkes, durchbrach Büsche und herbstbunte Dickichte und Dornen, die den Park am äußersten Ende eingrenzten, sprang über Hürde und Graben und stand dann unversehens in der weiten, schweigenden Flur.

Hier war es, wo er zum ersten Male in die Ferne sah. Hier war es, daß er plötzlich wie nie im Leben seines Blutes uralte Triebe in einer schier grenzenlosen, verhallenden Einsamkeit in der Stille der Steppe vernahm, wie einer ganzen, weiten, unermessenen Grasflur tiefste Sehnsucht selber. Hier stand er und fühlte seinen Atem aus tiefster Brust, wie aus seinem innersten Leben drängend. Daß er erschrocken stand. Daß er ewig lauschte. Daß es ihm deuchte, als wenn in den reinen Lüften, die im Weidenstumpfe knarrten, und in den fernen, freien Tieren dasselbe seit Anbeginn lebendig wäre wie in ihm. Ungebunden und mit freiem Fluge, die Seele voll Licht und den Weg voll blumigen Grases hinauszuspringen, ohne Band, ohne Ziel, weil allenthalben das Ziel der Stunde, die Rast, der Aufenthalt, die Stärkung unter Fuß oder Huf gebreitet

daliegt, von der Sonne geweckt, vom wehenden Luftzuge erzitternd.

Hier quollen Gefühle der Freiheit auf. Und er wähnte so hin in seinen wachen Träumen, als wenn er hineingestellt wäre, ein alter Zigeuner, in die weite Steppe und hätte irgendwo da sein Wanderzelt aufgeschlagen.

Als wäre er nicht geboren in einer fremden, gebundenen Gesellschaft, sondern aus dem Boden aufgesprungen, wie eines jener schlanken, schönen Schwertgräser, die mit ihren toten Ähren jetzt am Wassergraben entlang sich stolz wiegten.

Hier vergaß Einhart, daß noch eine andere Welt lebte, darin er als ehrgeiziger Künstler umgegangen. Und sein einstiges Treiben und Trachten schien erstorben zu einem fernen, leeren Gemurmel.

Hier hockte Einhart stundenlang auf einer Hürde und sah hinaus. Sein dunkles Gesicht war jetzt noch vollends richtig bronzen gebrannt. Seine Hände waren fein und dürr wie braune Zigeunerhände. Hier begann in ihm zum ersten Male eine Stimme leidenschaftlich zu rufen nach einem freien, eigenen, aus sich bestimmten Leben.

Nie hatte er gewußt, daß es im Blute einen

Laut gibt, so unaufhaltsam, so unstillbar tief, so ewig alle Stimmen der Zeit und der Welt überrufend, daß nichts bleibt als diese eine Stimme. Unter den Tieren wanderte er manchmal weit hinaus, ohne Hut, ohne Stab, ganz nur er, einsam und achtlos, daß man ihn schließlich ängstlich ein paarmal suchen kam und ihn an die Ordnung im Schlosse gütig zu mahnen.

Er konnte hier alles vergessen. Er starrte einem Blatte nach, das frei im Winde lebte. Und einem Füllen, das nach seiner Mutter Laut die Ohren neckisch vorwarf.

Er sah auch immer darin eine Weibesgestalt bewegungslos stehen, streng in sich selber und von zärtlicher Güte, wie nur die Schönsten sie haben. Mit der Süße der Züge einer Geliebten und auch eines ein wenig ängstlichen, lieblichen Kindes.

Fern kam es. Fern ging es. Diese Bilder von Verena tauchten von ferne in die Fülle Gefühl, die ihn in der Steppe zum Leben aufrief.

Und wenn dann Einhart heimgekommen, waren seine Augen von dem Glanz, der in jedem Grase gefunkelt, noch tiefer und fröhlicher, noch ahnungsvoller und leidenschaftlicher zugleich. Es ging dann

aus seinen Augen und aus seinen Worten, wenn er sich so vollgesogen mit der kühnen, hinauslockenden Freiheit des Weidetieres und des ziehenden Vogels, eine solche stählerne Festfreude aus, daß mancher an der besonnten Schloßtafel, verstohlen auf Einhart blickend, nicht begriff, wie mit diesem schlanken, jetzt in gewählter Salontracht dasitzenden, leicht ergrauten Manne, dessen Mienen und Gebärden sanft und gütig waren, sich ein solcher Hauch freien Wandertums und losen Abenteuers, eine solche rücksichtslose Ungebundenheit und Lust am namenlosen Leben auf der weiten Erde je zusammengefunden.

Einhart saß an der Tafel sanft geneigt. Die Gräfin Schleh sah ihn wie beglückt an. Aller Blicke suchten ihn manchmal. Er konnte mit lustiger Laune auch nur von dem springenden Blatte erzählen, dessen Spiel über die Ebene hin er mit spannenden Augen aufgesogen. Oder das Zwiegespräch von ein paar rauhaarigen Füllen, das er, als sie miteinander weideten, vorgab selber erlauscht zu haben. Innige Wahrheit barg sich immer hinter seinen lustigen Lügen. Man sah alles, was Einhart sich so aus den blauen Lüften eingebildet. Denn Einhart hatte wie ein Raubvogel so sicher die kleinsten Seelendinge angesehen, die in

Luft und Steppe hinstrichen. Das alles hatte er erspäht. Das alles lebte in seinen Worten. Daß ein Pferdewiehern wie ein Lachen der Freiheit und das Auseinanderbrausen einer jungen Hengsteschar wie der letzte Ton einer ganzen Geschichte der Leidenschaft ausklang.

Man liebte Einhart. Alle liebten ihn.

9

Tage nachher war man beim Landmarschall, dem Grafen Renauld, zur Tafel.

Einhart sah hier Verena wieder, die heute in lichten Gewändern kam.

Hier ging von Anfang an eine fröhliche Laune durch die hohen, reichen Räume.

Der alte, zausbärtige Schloßherr, ein frischer, leidenschaftlicher Mensch, der jeden Eintretenden eine Weile mit zutunlichen Worten in Beschlag nahm, hatte besonders Einhart laut hofierend angesprochen. Und er war dann auch nicht mehr von seiner Seite gegangen, hatte ihn heiter plaudernd und lachend einige Säle im Schlosse weitergeführt, und hatte ihm dort herrliche Sammlungen von japanischen Altertümern, persische antike Porzellane und die kostbarsten Möbelstücke alt orientalischer, eingelegter Arbeit, wahrhaft königliche Besitztümer, einzeln vors Auge gehalten und erklärt.

Aber auch bei Tisch waren alle voll Laune. Auch Verena, die in ihren hellen, blaßgrünen Falbeln und mit der dunklen Perle mitten auf der Stirn, die an einem Goldkettchen hing, wie eine liebliche Heilige von Perugino dasaß. Es schien, als wenn

auch sie nur eine arglose Teilnehmerin zu erscheinen wünschte. Sie sprach, ein wenig scheu, einige Male freundlich über den Tisch herüber. Was Komtesse Josefa unabsichtlich flüchtig lächeln machte, weil Verena dabei in richtiger, weltlicher Teilnahme redete.

Man sprach während der Tafel viel von den Künsten. Der alte, graubärtige Schloßherr hatte Einhart dazu ausdrücklich angeregt. Und weil Einhart gleich mit heimlicher Entzückung die Nähe der lichten Verena gefühlt, redete er froh mit versunkener, zögernder Frische, lächelte dann und wann mit seinen funklen Augen den oder jenen absichtslos an und sah oft wie zufällig zu Verena hinüber, die mit mildem Eifer seinen Worten zuhörte.

Einhart redete mit viel Wärme kluge Worte.

„Jeder Künstler, nein, ein jeder von uns," sagte er lebhaft, „sollte eigentlich immer noch ein Kind sein."

„Wohl dem, der ein Kind bleibt sein Lebelang," sagte er danach, weil sich sein Blick in Verenas jungfräulicher Schmäle eine Weile wie verfangen.

„Davon ganz abgesehen!" verbesserte er sich dann

schnell, wie er es merkte, daß er in die Irre ging. „Vor einer höheren Macht sind wir ja alle immer Kinder," sagte er lachend. „Ich wollte nur sagen: zuerst kommt die Meisterschaft des Meisters, der den Schüler vorwärts führt. Mag der Meister nun ein Mensch oder die Natur selber sein."

„Aber von dem Meister muß der sich befreien," sagte er nachdrücklich, „der ein Meister werden will. Von der Natur sich befreien! Die Natur zum Eigentum seiner selbst überwinden! Ja! Das taten alle Großen. Da redet erst das Innerste, was in uns selber redet. Dem müssen wir ganz untertan werden. Es zur Sprache bringen, das ist die Meistersprache."

„Mit dieser Sprache verstehen sich die Großen aller Zeiten," redete er sanftmütig zu Verena hinüber. „Sie reden aus einem heimlichen Reiche, daraus wir wohl alle ausgetrieben sind. Eine Art Heimat."

„Das ist dann Heimatkunst," sagte er lachend.

„So kommt es mir wenigstens manchmal vor," gab er noch ein wenig kleinlauter hinzu, weil er die Augen Verenas zärtlich auf sich gerichtet gesehen ohne Absicht. Er wußte nicht sonst groß, was er

geredet. Er redete mit schwärmerischem Tone. Sein Auge konnte dabei aufblitzen. Und an der Tafel herumwandern von dem zu jenem. Manchmal ging es wie das Auge eines gütigen Vaters über die aschblonde Junge hin, immer sie wie im Zwange fast demütig bittend um ihre Fröhlichkeit. Und Verena saß allmählich ganz frohmütig, indes Einhart erzählte und sich heimlich verzehrte nach ihrem Anblick, wenn ihm auch nur der volle Strauß großer, gelber und rosa Chrysanthemen, der mitten im Licht der Tafel ragte, ihren Anblick für Augenblicke entzog.

Verena ließ dann ihren Hut in der Vorhalle des Schlosses liegen und lief, wie die jungen Komtessen, mit hinaus auf die Pferdeweiden. Sie hatte eine scheue, kindliche Heiterkeit. Einhart suchte wie absichtslos ihre Nähe und behandelte sie mit sanfter, fast zärtlicher Achtung.

Verena vergaß sich ganz. Auch in die andern war ihre Heiterkeit eingegangen. Man begann sich zu haschen. Beinahe wäre Verena mitgesprungen. Sie besann sich zu rechter Zeit und war dann ein wenig verlegen.

„Wie sie alle froh sind!“ sagte sie nur zur alten

Gräfin Schleh gewandt, die neben ihr auf dem Parkwege hinschritt.

Man schritt über welke Wiesen. Verena brach einige verspätete Blumen und lachte fröhlich für sich.

Einhart ging der alten Gräfin zur Linken. Ihm gingen beim Schreiten heimlich Melodien mit. Es schritt sich herrlich in den losen Herbstschatten und weiter hinaus.

Man wanderte über die Weiden.

Ein alter, struppbärtiger Hirte kam herangesprengt und zog seinen vergilbten Filzhut nieder, den er vor die Brust hielt, daß die roten Bänder daran flatterten.

Der Hirte gab weise Antworten auf drolliges Fragen.

Die Tiere kamen heran, junge, scheue Stuten, die um die Tränke standen und äugten.

Ein paar graue Wollköter spannten auf den Hirten, den strengen Herrn der Steppe, der auf dem flattermähnigen, heißen, braunen Hengsttiere herangestrichen. Der jetzt das lose, unbändige Tier noch immer fest in Stricken hielt. Bis er ihm dann plötzlich neu die Freiheit gab, um selber ein

ganzes Rudel Füllen um die vornehmen Ankömmlinge heranzutreiben.

Sonne! Sonne! Steppenerde! Himmel klar und tief! Lose Tiere auf weicher Grasflur weit in die Ferne! Vögel, die hinziehen im Grenzenlosen!

Man schritt ohne Rücksicht.

Die jungen Komtessen hatten sich unter die Füllen verstreut mit einigen der jungen Herren zusammen. Man schlug in die Hände. Man lockte mit Grasbüscheln, die man abgerissen, bis eines oder das andere der Tiere laut schnaubend langsam herangekommen.

Die alte Gräfin Schleh wandelte achtlos mit dem zausbärtigen Schloßherrn in tiefer Zwiesprache.

Verena stand einsam neben Einhart. Schlank aufgerichtet. Ihr lichter Kopf wie in silbernen Schimmern gegen die Ferne. Ihre Augen lächelten. Einhart sah hinaus, als wenn er es sehnsüchtig erspähen müßte und keine Grenzen sähe.

Einhart stand lange so stumm. Etwas in seinem Blute begann sich zu regen, daß er tiefer atmen mußte, um sich dagegen zu betören.

Er fühlte jetzt Verena neben sich schreiten und

neben sich ragen in der Freiheit. Es war jetzt wie eine jähe Gewalt aufgekommen. Er begann Seltsamkeiten zu reden mit einem zitternden Tone, als wenn er sänge. Er sprach von den weiten Toren, die hier hinausführten aus aller Trauer und allem Herkommen. Von den kleinlichen, engen Bestimmungen und Zwecken, die die Menschenseele ewig verkümmerten. Er pries ein Leben ohne Ziel, wie jene losen Lüfte es lebten, die mit goldenen Halmen vor ihnen hintändelten. Er sah dem reitenden Hirten nach und der scheuen, sonnengebräunten Hirtin, die ferne hinschritt. Er pries ein Leben ohne Namen und ohne Grenzen, so auf Pferdes Rücken hin, frei und im Gefühle der Kraft, stolz das Weib seiner Liebe zu behüten und am Herzen des Weibes im Zelte auszuruhen.

Seine Worte klangen wie helle Rufe, und als wenn er am liebsten sich hingeworfen, den Boden der Steppe mit der Stirn zu berühren in Inbrunst.

Verena stand neben Einhart. Sie war kindlich erstaunt in ihrer scheuen Fröhlichkeit. Weil sie die Glut in Einhart lohen sah. Die verzückten Worte seiner Rede hatten sie noch mehr aufgeweckt.

Als sie dann beide wieder unter die übrige Gesellschaft traten, und man dem Schlosse langsam zuwandelte, war Einhart ganz für sich neben ihr.

10

Wer wohl begriff, was in Verena so zärtlich aufquoll, als die alte Gräfin Schleh mit Einhart und dem übrigen Besuche durch die hohe Allee des Schloßgartens hinausgefahren. Als nur die alte Baronin mit dem blinzelnden Auge und die liebende Komtesse Josepha noch um sie waren. Verena sah auf und lachte in die Abendluft, weil oben hoch ein Rüttelfalke mit zitternden Flügeln im Äther stand, nach Beute spähend. Verena sah lange hinauf ins Abendlicht, bis ihre Augen geblendet kleiner wurden, und war kindlich erschreckt, als das flüchtige Tier plötzlich in die Baumkronen niederschoß, und nur ein schrilles Gekreisch hörbar blieb.

Das Schloß lag in roter Glut. Die Fenster umrankte glühes Blattwerk. Verena schritt neben Komtesse Josepha und hing den Arm in den ihren.

Verena begann jetzt auch einige schwebende Töne zum ersten Male zu singen.

„Oh Verena!“ sagte die junge Gräfin zu ihr. „Wie es klingt! Herrlich! Siehst du, du kannst es!“ sagte sie nur. Sie wußte, wie oft Verena jeden Versuch, sie aus ihrer Trauer zu Tönen zu locken, immer noch bestimmt abgewehrt.

„Meinst du, daß ich es wieder können werde?" sagte Verena nur, und sah in die weite Wiese hinein, wohinter in der Ferne ein weißer Tempel an einem Schilfwasser ragte, davor mitten eine große, weiße Vase sich aus der Flut erhob.

Und Verena sang gleich noch eine kleine Kadenz, lachte in die Luft und hatte den Abendglanz in ihren tiefen, grauen Augen leuchten.

„Oh Verena! wie du wunderbar aussiehst, wenn du so aufblickst", sagte die junge Gräfin, als sie jetzt merkte, daß Verena eine zärtliche Heiterkeit kaum bemeisterte.

Man schritt einen Augenblick stumm.

Die alte Baronin achtete nicht groß auf die unsichtbaren Geister, die im Abendglühen rings und in Auge und Seele der neben ihr schreitenden jungfräulichen Frauen umgingen. Sie war an einem Asternbeet stehen geblieben, besah umständlich die bunten Blumen, nur um etwas auch dabei mitzutun, und brach eine blaue Aster, die sie Verena reichte.

Aber Verena sah sich die Blume lange erst kindlich an, stand still und redete dann zu der Blume, als wenn niemand um sie wäre.

„Ach, du bist es, Liebe!" sagte sie. „Solche

düstere Blume paßt wohl nicht mehr an mein Herz," sagte sie dann bestimmt. Und dann redete sie ganz ernst und sich sichtlich besinnend.

„Nur blaue Astern schmückten meines Vaters Sterbezimmer," sagte sie dann. „Er hatte nie sonst im Leben Blumen angesehen. Nur erst als man ihn in seiner letzten Krankheit in Kissen in den Park gebettet und er so lange still für sich dasaß. Da hatte er zum ersten Male im Leben Blumen geachtet. Diese da. Er hatte sie zu lieben begonnen. Deshalb befahl Mutter, daß man ihn im Tode damit schmücken sollte."

Die alte Baronin war richtig erschrocken, daß sie so fehlgegriffen und wartete lange, ehe die frohe Laune, die sie verscheucht, in das lässige, stille Abendwandeln zurückkehrte.

Dann war die Baronin im voraus ins Schloß zurückgekehrt.

Im Schloßgarten, dort wo man von der Landstraße in den Park hineinsah, hatte die junge Gräfin ein eichenes Kruzifix für die Wanderer, die vorbeigingen, errichten lassen. Jeden Tag des Jahres kniete sie zu Ave dort und legte der Jungfrau einen Strauß Blumen nieder. Jetzt knieten

Verena und Josepha im Abendlichte vor dem kleinen Holzbilde und schauten verträumt zur Jungfrau empor und beteten ein kindliches Gebet, eine jener süßen Weisen, die nichts wollen, als sich nach goldenen Früchten recken, oder gar gläubig selig nach Mond und Sternen, sprechend: Gieb mir den Mond! Gieb mir die Sterne! Gieb mir das Reinste! Indes Baum und Strauch um sie in der Runde flüsterten.

11

Es waren Tage vergangen. Und es war ein lieblicher Tag gekommen nach Sturm und Regen. Die Bäume waren noch vollends astkahl geworden, und das Laub häufte sich in den Gartenwegen. Einige Astern blühten noch in den Beeten, die ziemlich gezaust aussahen. Die Sonnengespinste in der Luft hatten goldene Wärme.

Die Renaulds mit Verena waren wieder zu Besuch auf dem Schlosse der alten Gräfin. Verena sah rosig und reizend aus. Sie trug ein Barrett und einen ganz schlichten Sammetpelz, den sie wie einen Husarenmantel leicht auf die Schulter hing, als man im Parke spazierte.

An diesem Abend war man in den Musiksaal des Schlosses gegangen, weil einige der jungen Mädchen gewünscht hatten, Musik zu hören. Ein weiter Raum mit freier Wölbung, also daß die Töne des Klaviers darin voll Wohlklang sangen und wie aus einer tiefen Seele kamen.

Alle hatten sich gleich an die Wände verteilt und saßen in Ecken und Winkel gelehnt und versunken. Weil Verena sich unerwartet ans Klavier gesetzt hatte, wo ihre mattgraue Robe allein noch rieselte.

Sie begann einige Baßtöne anzuschlagen, die im Raume tief surrten. Alle horchten wie erstaunt und beglückt.

Aber sie war unentschlossen. Dann begann sie ein Kinderlied.

Einhart horchte. Der Klang der Stimme allein sang ihm schon ein Schicksal vor. Es klang nicht zerbrochen. Es hallte wie eine Überwindung. Der Ton war anfangs ängstlich und zögernd im Vorwärtsgange. Aber Verena sang durch die leisen Kümmernisse, die sie zurückhalten wollten, sich ganz und gar zu einer freien Feier.

Einhart saß gleich und zerriß sich den Sinn nach diesem Klange, der ihn umspann, wie aus Harfenlauten und Vogelstimmen gemischt. Ein jeder Hall beladen mit einem frommen Geheimnis, das leise hinschwebt. Ein jeder auch ein Zauberstab, dem Auge Gärten voll Blumen zu wecken und seiner tiefsten Begehrung letztes Gefühl. Es däuchte auch Einhart, als kämen die Töne wie Friedenstauben, hinausgeflogen, zu suchen, wo sie in den weiten Wassern eine Stätte fänden.

Wer Einhart kannte, mußte wissen, daß er allmählich dasaß, als wenn es seine Seele selber wäre,

die den Raum mit tausend dunklen und hellen Gewalten ausfüllte. Manchmal schienen die Töne, wie wenn Sturmvögel ihr Lied schrieen im Gewitter. Manchmal schien der Raum sich tief zu verdunkeln vor Einharts Augen, daß er sich ermannen mußte.

Große Rätselkelche grausleckiger Lilien ragten im Dämmer von einem blanken Marmortische, verbreiteten einen betäubenden Duft im Saale und schienen mit zu leben ein stummes, nieverratenes Lebensgeheimnis.

Verena sang und sang mit einer zärtlichen, stillen, selbstvergessenen Leidenschaft. Sie sang Lied um Lied. Sie sah aus wie ein musizierender Engel, von Meisterhand hingebildet, aber mit einer Seele, die sich wirklich regte und mit einem roten Munde, der selber Musik war.

Und Verena sang und sang. Und jemehr sie sang, desto reicher gewannen ihre Augen und Mienen den Ausdruck einer lichten, reifen Kraft, einer tiefen Zuneigung zu den Visionen ihrer Tongestalten. Daß sie allmählich völlig vergaß, wer um sie war. Daß nur ihr Blick manchmal noch den gütigen Blick Einharts berührte, wie

wenn sie sein reiches Leben mit ihrer Seele flüchtig grüßen wollte, und auch wecken, und nicht binden.

Ihre leisen Töne hauchten im Raume wie verwehende Gespinste. Ihre Tiefen klangen wie harte Sprüche der Parze manchmal. Oder wie ein Echo in Gründen. Ihre schluchzenden Melodiengänge waren Nachtigallen im südlichen Morgengeäst.

Wie alle versunken waren und nicht erwachten!

Auch Verena erwachte nicht aus dem Fest der Seele. Zart ist das Zarte dieser Welt. Süß und köstlich. Es muß immer schweben. Es ist nie auf der Erde. Hat nicht Fuß und hat nur Halt in der eigenen Wonne.

Verena hatte dann nach Santuzzas Liebesklage plötzlich geschwiegen.

Sie stand da und sah sich scheu um. Sie lächelte zur alten Gräfin hinüber, die mit einer Träne im Auge zu ihr trat und ihr leise die heiße Wange strich.

Verena sah in den Dämmerraum wie geblendet. Und sie errötete, weil alle noch wie im Banne gehalten sich nicht rührten. Und weil auch Einhart

dasaß, die Hand auf die Augen gepreßt, und nicht zu erreichen war.

An diesem Abend wagte Einhart nicht mehr, Verena sich zu nahen.

12

Wer die Steppe kennt, liebt sie wie das Meer. Das Meer —: ehern anrauschend, gewaltig wogend und schäumend, ewig in seiner Unruhe. Oder auch gebreitet wie ein seliger Garten für schöne Meerfrauen, wenn die Fluten im Sonnenglanze sich wärmen und mit den goldbraunen Tangen ihrer Leiber Glanz scherzend umspülen. So breitet sich der gewaltige Mantel der Wasserwogen in rastloser Unruh und macht das Menschenauge voll Schrecken oder voll Lachen.

Aber die lautlose Schweigsamkeit ist der Steppe Geschenk, ewig quellend aus der niegestörten Stille grenzenloser Fluren. Wer nur am Berghange den Abendfrieden erhört, der mit sanften Glutfarben die Täler vergoldet, kennt nicht den Hymnus, den die Steppe schweigt aus unerweckllicher, ewiger Schweigsamkeit. Wer bloß Stummheit kennt, erhört noch keinen Ton jener ehernen Erdenruhe, darin der Ruf des Vogels untersinkt wie ein Ring in die Flut, kaum gehört, schon verloren.

Siehe die Ruhe des lieblichen, roten Mundes, wenn Verena schweigt und kaum nickt, ob zwar schon aus ihrer Seele ein Wunsch aufsteigt, gegen

die Ruhe der Schlafenden, deren Mienen in tiefer Verlorenheit schlummern und von milder Erquickung sprechen.

Die Ruhe der Schlafenden ist tief.

Aber die Schlafende wird die feinen Lippen regen und wird erwachen.

Die Ruhe des tiefsten Schlummers ist lebendigstes Leben gegen die Ruhe des Toten, dessen Wesen vor unsern irdischen Augen erhaben eingesunken in die große Stillung, die sich ihm plötzlich weit und entbindend aufgetan.

Trachten und Tun ist Schlummers Ruhe gegen die Totenruhe. Ein rastloses Zielsuchen gegen ein ewiges Gefunden. Ein Drängen und Tasten gegen eine nie ausgeträumte Vollendung.

Und so summt die Steppe die letzte Stillung. So tut sich der ewige Abgrund Schweigen auf vor deinen Ohren. So kannst du lauschen und lauschen und erhörst dir das Lied, das in alle jache Unrast der Zeit zum Troste gesungen dem Ringen, dem Trotzen, dem letzten Sehnen der Liebe.

Einhart pries es so. Einhart floh jetzt längst hier hinaus in das Schweigen. Einhart floh durch Busch und Dickicht und konnte nicht mehr Halt finden.

Es war eine richtige Narrheit gekommen. Narrheit nannte er es, weil er jetzt zum ersten Male seine grauen Haare fühlte.

Es geschah, daß er mit seinem Skizzenbuche ausging, weil er um jeden Preis allein sein mußte. Es war nur reine Vorgabe. Er zeichnete oder malte gar nichts. Er hatte längst vergessen, wer er war. Ein Meister nun schon gar nicht. Das merkte er bald an der Not, in die er sich einspann. Darin mit Malen oder Federstrichen durchaus nicht zu helfen war.

Einhart war derart untätig und verträumt, daß er wie der Hirte draußen stundenlang auf der Viehtränkrinne hocken und mit einem Grashalme spielen konnte von Mittag bis Abend. Er hatte dann auch wirklich gar nichts gedacht. Oder alles war nur flüchtig hingegangen vor seinen Augen. Manchmal auch ein Hohnlachen über sich selber, wenn er an Verenas fromme, blonde Jugend dachte und nicht wußte, ob sie ihn je mit ihren klaren, grauen Augen angesehen. Er träumte wahrhaftig jetzt nicht, wie der Künstler träumte, schnell nur hin zu laufen und die Träume in Farben einzufangen. Er träumte fortwährend die einzige, wirkliche Welt der Einsam-

keit vor sich, die Ruhe darin in der Weite der Grasflur, die eine lautlose Welt, und sein Leben darin mit Verena.

Denn Einhart sah Verena Tag und Nacht. Er sah sie fortwährend mit Augen vor sich. Er sah sie in lichter, fließender Schlankheit mit der verspäteten Blume in Händen. Wie eine Liebende sah er sie. Wie eine Tätige sah er sie. Und seine Augen und Sinne schufen sich ewig eine lange Geschichte Lebens und Wanderns mit ihr. Dann lachten seine Augen und sein Mund hell in die Lüfte, ehe sie zu sich kamen, wenn er Verena gegen die tiefen, reinen Lufträume der Steppe mit einem Kinde im Arm hatte aufragen sehen.

Unbegreifliche, jähe Kraft der Einbildung, die Einhart im Leben immer geübt. Jetzt kam diese Kraft zum ersten Male mit eisernem Zwange und wollte das eigene Leben aus sich erfüllen und bemeistern.

Er lächelte gütig, wenn er merkte, daß er einen ganzen Tag so hingebracht. Und daß auch im Dunkel seines nächtigen Zimmers im Schlosse, wenn er nur einmal aus Träumen von Verena die Augen aufschlagen würde, ihr Lichtbild, ihr schmales, strenges Oval kühl und sanft im Dämmer schweben würde.

Und Einhart erschrak buchstäblich, wenn die Zeit ihm wie einem verliebten Jüngling verstrichen war. Also, daß die weiten Herden sich in der Ferne längst umeinander gedrängt hatten, und er die Welt noch kaum grau in grau verschwinden sah.

Aber er saß und saß doch weiter auf der Hürde, fühlte den Ätherhimmel wie eine wasserklare Wölbung hoch über sich, und den Streifen Erde darunter ohne Maß und Grenzen. Fühlte sich hoffnungslos kühl umfächelt und umflüstert in der stillen Grasflur, darin noch Verenas dämmernde Gestalt wehte, die seine Seele ewig in die Einsamkeit schuf. Und versank neu ratlos in die tiefste Erstorbenheit der Steppennacht.

An einem solchen Tage, den er nicht heimgekommen, war es, daß er erst spät zernagt erwachte und sich mit Leide besann. Die Gräfin Schleh hatte ihn ausdrücklich herzlich gebeten, zu kommen, weil sie noch einmal ein kleines Fest im Schlosse veranstaltet und Gäste aus der Nachbarschaft, auch Renaulds und Verena gebeten hätte. Aber wie er nun war. Er ging nicht. Er ermannte sich nicht. Er saß auf der Tränkrinne, von den Mäulern längst verlassen, die vor einer Stunde und mehr um ihn geschnobert,

und dachte nur, daß sie im Schlosse mit ihrem Feste allein fertig werden müßten.

Und er gab sich um so inniger der kühlhereinbrechenden Stummheit hin, weil er sein heißes Begehren noch einmal wie ferne klagen hörte mit dem schrillen Schreie des Brachvogels, und untersinken nur noch wie Schatten der Dinge, die allmählich im Raume zerflossen.

So war die Nacht hereingebrochen.

Der alte, in einen umgekehrten Schafpelz gehüllte Hirte war zu ihm getreten und wies in die Ferne, wo ein bleicher Schein blinkte, und die schwarzen Silhouetten einzelner Tiere sich gegen ein kleines Feuer erhoben.

Da hörte auch Einhart, daß fröhliche Musik herklang, Zigeunermusik, schluchzende Weisen, weit herübergetragen. Denn sie waren dem Dorfe und Parke fern. Die Weisen verklangen über die graue Ebene unter dem blaßgoldenen Nachtschein.

Es war eine Sehnsucht in den Lüften. Es ging eine Sehnsucht in den Gräsern. Es ging jetzt eine nagende Sehnsucht aus Einhart.

Er lauschte. Er machte lautlose Schritte. Er ging in der grauen Dämmernacht hin, nachdem er

dem Graubart mit tiefen, sicheren Blicken Lebewohl gesagt. Schritt getrieben von den Tönen, die vom Schlosse kamen. Eilte. Hörte die Geigenklänge. Hörte das Cymbal durch Baum und Büsche herüber singen. Sah die gotischen, hohen Fenster des Saales durch die Bäume herüberleuchten. Und trat über Stufen hastig dem Fenster nahe.

Man tanzte. Man war heiter. Alle waren festlich und heiter. Auch Verena. Die Zigeuner, die in einer Nebentür des Saales um den Tisch mit dem Cymbal postiert waren, spielten neu. Verena schwebte mit dem Grafen Karol, allen voran, in die Runde der Frohen.

13

Am andern Tage hatte sich Einhart entschlossen abzureisen. Als er es der alten Gräfin mitteilte, war sie gütig und machte Versuche, ihn zurückzuhalten.

Niemand ahnte, was in Einhart diese Tage vorgegangen. Man hatte seine weiten Wanderungen durchaus nur hingenommen aus dem natürlichen Wunsche, die fremde Landschaft und die fremden Leute darin genauer auszuspähen, und hatte nicht im entferntesten eine Vermutung, daß Einharts Gemüt in einem richtigen Zerwürfnis mit sich hingelebt.

Und Einhart hielt sich fast streng und vermied auch nur das leiseste Wort, das man auf eine solche Wandlung der Dinge hätte beziehen können.

Die alte Gräfin, die am Morgen im Kaminzimmer vor den brennenden Scheiten saß, obwohl draußen die Herbstsonne lau schien und zu den hohen Bogenfenstern hereinfiel, starrte sehr verträumt und doch eifrig in die Flammen, so den Abend der vergangenen Fröhlichkeit noch ferne im Blick vor sich sehend, und hatte dabei Einhart immer wieder zu erzählen begonnen, wie schmerzlich ein

jeder Einzelne unter ihren frohen Gästen seine Abwesenheit gefühlt hätte.

Aber Einhart blieb dabei, daß er heim müßte, und man beredete nur dann, daß er den Morgen benützen möchte, um sich auf dem Nachbarschlosse zu verabschieden.

Seine Gefühle waren brennend genug. Er wünschte heimlichen, jähen Verlangens Verena zu sehen. Er mußte um alles in der Welt die verzehrende Ungewißheit seiner Seele ertöten, die einen hohen Grad krankhafter Kümmernis angenommen. Und er hatte es wohl erwogen, daß, wenn er in den Morgenstunden käme, es gelingen würde, mit Verena allein zu sprechen. Aus ihren Augen, aus ihren Händen, aus ihren Worten oder aus ihrer Stummheit, aus irgend einem Zeichen es zu lesen, was ihn auch nur beim fernen Ahnen mit ruheloser Zerrissenheit neu erfüllte.

Gegen elf Uhr fuhr der gräfliche Wagen vor das Schloß, um Einhart dann zu Renaulds hinüber zu fahren. Einhart stieg in den Wagen mit sehr vornehmer Ruhe. Er hatte sein ganzes Weltmannstum wie seinen dunklen, vollen Mantel um sich geworfen und schritt hochaufgerichtet. Schon die Stufen herab

kam er wie ein Grandseigneur und ließ sich vom Diener die große Pelzdecke sorgfältig um die Füße hüllen.

Aber wie es bei Einhart manchmal geschah: Im Wagen, in der inbrünstigen Bewegung seiner Ideen, hatte er alle Rücksicht auf Besuch und Abschied bald hinter sich gelassen. Es war in ihm nur der eine Gedanke noch herrschend geblieben, wie er die zarte, junge Verena sehen würde. Die Neugierde seines Herzens und seiner Augen war so hitzig und erregt geworden, daß er nur noch wünschte, so schnell wie möglich in die graudunklen Augen zu sehen, in den Grund dieser Augen, in Verenas Seele, und aus der leisen Stimme eine Entscheidung über sein Leben einzusaugen.

So war er beim Ankommen nur eilig die Stufen im Treppenhause hinaufgestiegen, und hatte hastig gewünscht, daß man ihn Frau von der Trau melden möchte.

Es gab auch gar kein Staunen der Diener weiter, die in ihren bunten Livreen in dem lichten Treppenhause herumstanden. Auch gar kein Besinnen in Einhart. Sein Auge brannte so bestimmt und herrisch von seinem Verlangen, er hatte eine so

befehlende Sicherheit, als er emporschritt, daß niemand an etwas Sonderliches in seiner Absicht sich zu denken vermaß.

Verena empfing ihn fast zärtlich. Wie Einen, den sie mit viel Ahnung von Gutem zutraulich ansah. Ihre grauen Augen hatten eine sanfte Zurückhaltung, die vom frühen Morgen herrührte. Als wenn sie sich noch nicht ganz zu sich und der Welt eingefunden. Sie sah äußerst lieblich aus. Die aschblonden Scheitel hingen noch weicher und loser um die kleinen Ohren und gaben ihr eine sehr wohlige Jugend.

Ihre Augen gewannen gleich eine leuchtende Wärme, als sie Einhart angesehen.

Sie trug in schlanker Gestalt eine glatte, goldgelbe, fließende Sammetgewandung und hatte außer der Perle auf ihrer klaren Stirn nichts von Schmuck angetan.

Einhart war wie erstarrt in ihren Anblick. Es erstarb in ihm alle Hast. Er besann sich dann und fing an Worte zu machen.

Aber Verena lächelte ihn so ahnungslos gütig und zerstreut an, bat ihn so arglos auf das kleine, zierliche Sofa mit den goldenen Lehnen und den

großen Silberblumen im rosa Felde, das mitten im Zimmer stand, hockte sich so sanft und froh über seinen Besuch vor ihn in einen der blumigen Fauteuils, daß in Einhart alles wie plötzlich in eine richtige, tiefe Zärtlichkeit einsank.

„Oh mein Gott, lieber Meister!" sagte sie. „Es wird uns allen ganz bange, wenn Sie jetzt wirklich wieder von uns gehen."

„In allen lassen Sie Ihr Herz zurück," sagte sie so ahnungslos und klar, als wenn sie von etwas ganz Fernem spräche.

Und dann begann sie ganz zutraulich und redselig zu erzählen, wie seine reiche Art die Welt zu sehen, ihr Trauer und Trübsal von der Seele genommen und sie zu einem froheren Leben neu wachgerufen.

„Meine sehr liebe Frau Verena," sagte Einhart und versuchte, sich aus seiner besonderen Lage aufzurichten, ohne noch groß an seine inneren Erwartungen sich zu erinnern.

Aber Verena lächelte kindlich zärtlich.

„Sie nennen mich mit dem Vornamen," sagte sie ganz fröhlich. „Oh Meister Einhart," sagte sie. „Sie haben mir viel Gutes getan. Wissen Sie das?"

Einhart staunte Verena mit großen, funklen Blicken an und erwartete jetzt jedes ihrer Worte.

„Ich will es Ihnen nur offen sagen, daß Sie mir lieb geworden sind, wie ein Vater," sagte sie. „Sie haben mich herausgelockt. Ihre Worte klangen mir wie ein Sturmwind, der mir in die Seele fuhr, und allerhand welkes Laub verjagte. Nun lebe ich wieder neu. Nun lebe ich wieder und singe ich wieder. Und beginne mich einzufinden in diese Welt."

Einhart hörte die Stimme und sah diese ahnungslose Zärtlichkeit ihm zugewandt, sah die fromme, jungfräuliche Jugend plaudern wie ein Kind voll Zutrauen zu ihm, wie zu einem sicheren Hüter über den Tälern. Und er sah mit einfältigen Augen ewig auf den flaumigen, roten Mund, der mit der Güte eines schwesterlichen Vergnügens jetzt auch Erinnerungen hinsprach und wie von fernem Schicksal neu angerührt allmählich sich strenger zusammenzog.

„Ich habe viel verloren trotz meiner Jugend," sagte Verena. „Ich habe mein höchstes Gut verloren, Meister. Ich habe lange geweint, wie ich endlich weinen konnte. Und bin dann wieder hin-

gegangen in Erstaunen. Ich habe das Schönste verloren, was das Herz kannte. Was sind Namen? Das Köstlichste auch zur Entfaltung des eigenen Lebens. Ich dachte, ich könnte es nicht ertragen. Ich wollte, wie der Tod im Hause stand, um jeden Preis mit dem Geliebten ins Grab gehen. Ich hätte mich auf den Scheiterhaufen gestellt und hätte Feuer und Flammen nicht gefühlt. Jetzt ist die Zeit der Wehmut gekommen. Daß ich jetzt wieder neu zur Erinnerung meiner Liebe leben kann. Zu seiner Erinnerung kann ich jetzt wieder tätig sein. Das danke ich Ihnen. Ihrer freien Art, die Welt zu sehen."

„Wissen Sie, Meister, wie Sie so sprachen auf der Weide? Es kam wie ein Gesang in meine Seele, daß es auch in mir wieder den Gesang weckte."

„Und alles, was ich jetzt tue, tue ich wieder gern," sagte Verena mit frohem Tone. „Was ist es? Der geliebte Freund lebt. Er ist irgendwo. Er macht eine Reise. Er lebt irgendwo fern. Ich tue alles zu seinem Gedächtnis. Das kann ich jetzt wieder. Ich kann wieder ein tätiger, liebender Mensch sein."

So plauderte Verena gütig und zutraulich.

Einhart hatte ein paarmal nur unwillkürlich tief Atem geholt und als wenn er seufzte. Er staunte Verena versunken an. Sie pries ihre Liebe. Sie war glücklich, weil sie an den Geliebten dachte. Einhart hatte ganz vergessen, wo er war. Es quoll in ihm etwas auf, was wie Lachen und Schluchzen kam. Er küßte ihre beiden Hände, als sie vor ihm stand, und die weißen, weichen, frommen Hände ihm zutraulich, wie ein Kind dem Vater hinhielt. Er beugte sich und küßte auch den Saum ihres Kleides in einer fast hündischen Demut, weil sie wie eine Heilige vor ihm schien, die ihre innerste Seelenliebe hütete, wie eine Vestalin das reine Feuer. Er war so zernagt und beglückt und erhoben von der reinen Seligkeit ihrer Erinnerungen und ihrem kindlichen, neuen Leben, daß er Verena noch einmal mit Leidenschaft angesehen, ihr ganzes, stilles, reines Bild eingesogen und dann hinaus war, als wenn er die heilige Jungfrau in Person gesehen und ihre Berührung gefühlt hätte.

So war Einhart. Die Kraft seiner Gesichte hatte ihn im Leben noch immer bewältigt. Ihn ganz

ausgefüllt und ihm die Besinnung genommen. Und eine höhere Besinnung ins Blut einverleibt als innerstes Ereignis.

So hatte er von dem Traum Verena Abschied genommen.

14

Einhart hatte sich von allen Gästen im Schlosse und von der alten, gütigen Gräfin Schleh verabschiedet. Er wollte in der Nacht gegen die Morgenfrühe abreisen, um auf einer entfernteren Station der weiten, gräflichen Herrschaft den Eilzug rechtzeitig zu erreichen.

Die alte Gräfin hatte Einhart einen eigentümlichen, fremden Gram in seinem sammetdunklen Auge wohl angefühlt. Und sie war noch gütiger und gewinnender gewesen, mütterlich und sanft.

Als er alles mit dem Kammerdiener zusammen in seine Koffer eingeordnet hatte, lief er spät noch einmal in die Weiden hinaus.

Es war schon Nacht. Die Lüfte strichen in Einharts Gesicht mit leisem Berühren. Dann und wann hatten Äste im Park geknackt. Und die Sterne hingen wie Diamanten in den kahlen Bäumen.

Als Einhart auf der Ebene stand, hörte er einen Vogelruf verhallen. Ein Feuer brannte fern, dessen Flammen leicht auf flogen und vergingen. Spärliche Worte erstarben über die tote Grasflur her. Die Gesichter einiger ferner Hirten waren warm beschienen.

Einhart war langsam auf das Feuer zugegangen. Seine Erinnerungen verhallten hier ins Ungewisse. Man war ehrerbietig, erhob sich und schwieg, hielt die Hüte in den Händen und lächelte.

Auch Einhart lächelte.

Schwarzbärtige Hirten, eine kleine Schar, auch Alte mit Wollhaar und in graue Pelze gehüllt. Man hatte einen rauchigen Kessel über dem Feuer hängen. Man sog an der Pfeife und blies Rauch aus. Irgendwoher rief und rief ein junger Hengst mit Wiehern. Die Fluten der Nachtluft strichen lau über die Steppe her und wehten sanft um.

Einhart hatte sich längst niedergeworfen an dem Feuerkreis und den Hirten geheißen, ein Gleiches zu tun. Es war eine Verlassenheit der beglühten Häupter ohnegleichen und eine Verlassenheit des lohenden, knisternden Feuerbrandes.

Ein alter, grauhäuptiger Hirte, der seinen Hut fortwährend im Schoße drehte, erzählte lässig vom gespenstigen Steppenreiter. „Wild wie der Wind treibt er um. Zerzauster Mähne, zerzausten Schweifes kommt er gejagt. Ist da. Sein Mantel flattert. Sein Haar flattert. Eine Miene wie graue Steine. Augen hat er starr und sehnsüchtig

in Höhlen liegen. Manchmal ruft er. Düstere Rufe. Er pfeift unsichtbaren Gesellen. Er pfeift einer unsichtbaren Meute, die um ihn her heult. Schaurig geht es um ihn. Seine Augen können glimmen wie verzehrende Feuer."

Auch Einhart saß jetzt in der Wildnis so recht heimatlos umgetrieben. Daß alle die Jungen und alten Häupter rings ihn scheu und ehrerbietig heimlich betrachteten. In allen ging dumpfe, stumme Sehnsucht um.

Der volle Mond stieg wie ein stumpfes Rosenfeuer in den Dämmerdunst der Nacht. Fern und groß hob sich die glühe Scheibe lautlos und ohne Strahlen über den Rand der Erde. Tief war die Stummheit. Die rauhe Stimme des alten Erzählers erstarb unter den starren Blicken im Feuerschein.

Ein Tier in der Ferne jagte hin. Ein junger Hengst, der unruhig eine Strecke aufgescheucht.

Wie ein dunkles Monument, so dünkte es Einhart, weil das Tier näher kam. Wie einer weiten mächtigen Freiheit Göttersohn schien es.

Der wilde Hengst wieherte. Es antwortete wiehernd in der Runde.

Der Mond begann höher und höher in die graue Nacht emporzuziehen und Strahlen zu spenden in die tiefe Schweigsamkeit.

Einhart hatte vergessen, daß er schon in der nächsten Stunde zurückkehren müsse in eine andere Welt.

Ausklang

Einhart hatte graue Haare, die allmählich weiß wurden.

In seinem Hause vor der Stadt, das in einem alten Garten lag, war die Vorhalle weiß getüncht, und es standen wenige Marmorbildungen in Nischen. Und seine Räume waren hoch und still, darin nur einige Bedienstete umgingen und eine alte Schaffnerin.

Einhart war ein Meister geworden, der in hohem Werte stand. Toren, die Glossen machten über manche seiner Weisen, gab es wie immer mehr wie Kenner. Aber sehr viele spürten auch jetzt längst das Glück heraus, dem Einharts Seele sehnsüchtig nachgetrachtet, je mehr er die eigenen Brunnen ergraben.

Einhart war in späteren Jahren noch vollends ein Einsiedler geworden, ein Eremit ohne Kutte, und ein rechter Sinnierer. Nicht etwa, wie Einer, der mit Begriffen sinnt, also, daß in der Seele nur Namen schwirren, daß das innere Auge nichts sieht als Grau in Grau, und das Ohr hört Worte hallen. Er hatte immer heitere Gesichte seines inneren Auges und hörte die Dinge aus sich tönen.

So konnte Einhart in seiner vereinsamten Schau sitzen, wie ein Derwisch vor einem Blumenkeim, bis aus der schwarzen Erde die Blume selber aufstieg, die er heiter erwartete.

Einhart war selten mit Menschen zusammen.

Außer mit Poncet.

Viele waren auch gestorben.

Aber die Kinder seiner Nachbarschaft kannten ihn alle. Er lächelte jedes an und spaßte mit ihm. Erzählte lustige Sperlingsschwänke und deutete ihnen in gütigem Geplauder Sträucher und Sterne. Das Auge jedes, auch des kleinsten Jungen leuchtete und erwartete eine Freude, wenn Meister Einhart noch immer mit dem heiteren Funkelblick die Straße kam, noch immer schlank und gehalten und von einem paar gelber, zottiger, schlanker Schäferhunde begleitet, die ihm die Gräfin Schleh noch geschenkt hatte.

Und Poncet war immer noch sein Freund.

Der war auch grau geworden und auch weise. Wenn die beiden am Winterabend im Atelier Einharts vor einem hohen Kaminfeuer saßen und nur dann und wann der eine oder andere in die Stille hinein plauderte, erinnerten sie sich an viel vergangenes

Leben. Auch an manche Zerwürfnisse, als wäre es jetzt ein Gut.

„Man muß doch sagen, daß das Leben Weisheit hat, mindestens wie ein guter Tonsetzer," sagte Einhart. „Wenn man es nur aufzuspüren versteht."

„Mir scheinen jetzt auch viele Schmerzen in der Rückschau sonnenklar aufgelöst," sagte dann Poncet.

* * *

Später, als Einhart schon auf die Siebenzig zuging, begann er eine leidenschaftliche Erinnerung neu zu fühlen. So daß er wochenlang nicht ans Licht kam. Er saß und radierte allerhand Szenen aus dem Steppenleben, einen ganzen Reigen phantastischer Blätter, darin allenthalben ein gespenstiger Reiter und eine heilige Frau mit Verenas Zügen umging.

In solcher Vertiefung in die eigene Schau einer weiten Welt, die an ihm vorübergegangen, also daß er gebeugt dasaß, wie ein lächelnder Hieronymus im Gehäuse, schwanden ihm seine Jahre hin. Indes ihn die Welt von ferne als Meister pries.

Kein Uneingeweihter fand Zutritt in Einharts Werkstatt. Nur daß noch lange Jahre daraus reiche, satte Schöpfungen gingen, die vor seinem Auge zum eigenen Staunen aufgewachsen, wie auf einem gepflügten Acker einsame, seltene Blumenkelche.

* * *

„Ich war einer, der aus der grau in grauen Welt Helligkeit auffing, Licht, Sonne, weil ich einmal als Kind die Sonne gesehen in blonde Mädchenhaare fallen und sie beglänzen. Seitdem liebte ich das Fest der Mühsal, den Glanz der irdischen Dinge," sagte er oft.

Oder er sagte auch: „Ich hatte manche Enttäuschung. Die Dinge und wir selber narren uns oft. Es ist viel Torheit in unseren Geschäften. Und manchmal ist das Blut herrschsüchtig, wie ein Tyrann. Aber es gibt auch viel Trost."

Einmal sagte er:

„Zwanzig Jahre und mehr hatte ich als Künstler gelebt und nicht begriffen, daß unser tiefstes Leben nur leben will ohne Rest und ohne Spiegel.

Johanna starb und hinterließ mir diese Wahrheit.

Aber ich begriff sie noch lange nicht.

Das Leben will nicht Belehrung sein, nicht Zwecke haben, nicht Gabe werden, nicht bestimmt sein von tausend Blicken hier hin und dort hin. Adam und Eva noch immer in der weiten, einsamen Steppe, hungrig nacheinander, sehnsüchtig nach Mitfreude, sehnsüchtig nach MitLeiden, hungrig nach Hoffnung, hungrig nach Zukunft. Weil über alle Dränge der Seele auf Erden der Tod sein Zeichen schrieb. Das ist es."

Und er sagte dann auch: „Verena heißt diese Weisheit. Verena, die vor mir vorüberging ohne Acht, daß sie mir für immer die alte Ursehnsucht zurückließ."

* * *

Als Einhart Selle im Sarge lag, nachdem er an einem Morgen nicht mehr aus tiefem Schlafe die Augen aufgetan, sah er aus wie einer, der das Leben lächelnd ansieht von hoch auf der Kommandobrücke. Wie ein Kapitän sicheren Blickes. Oder ein Lotse, der durch tiefe Gewässer fährt. Er war wie

jung geworden. Er sah schön aus. Die abgrundtiefe Ruhe lag in seinen bleichgrauen Zügen. Weil ja die Augen fest geschlossen waren.

Und doch lag in seinen Augen auch das ganze, freie, sieghafte Lächeln, womit er über den Häuptern in die fernsten Fernen sah, dahin er fortzog.

So ist er allen erschienen, ehe man den Sarg über ihm schloß.

Man begrub ihn. Viel neugieriges Volk und viele Freunde seiner Kunst standen dabei. Einige redeten trauernde Worte in die Luft über seinem Grabe und rühmten einen Einsamen.

Einhart wollte nicht verbrannt, er wollte begraben sein. Er hatte oft gelacht:

„Nachdem meine Feuer Flammen geworden, die sich auf die Lippen des unbekannten Gottes setzten, mag meine Erde wieder zu Erde werden."

Und er hatte auch oft in den letzten Jahren das Volkslied schalkisch lächelnd im Munde gehabt:

„Wohl unter den Röslein, wohl unter dem Klee,
darunter verderb ich nimmermeh'!"

Man warf ihm Kränze und Erde nach, die auf seinem Sarge polterten. Und aller Augen starrten

wie klare Steine vor sich hin. Alle wußten, daß seine Grabschrift also lauten sollte:

„Denn jede Träne, die dem Auge entquillt,
macht, daß mein Sarg mit Blute sich füllt.
Doch jedesmal, wenn du fröhlich bist,
mein Sarg voll duftender Rosen ist."

Gedruckt bei
Oscar Brandstetter
in Leipzig